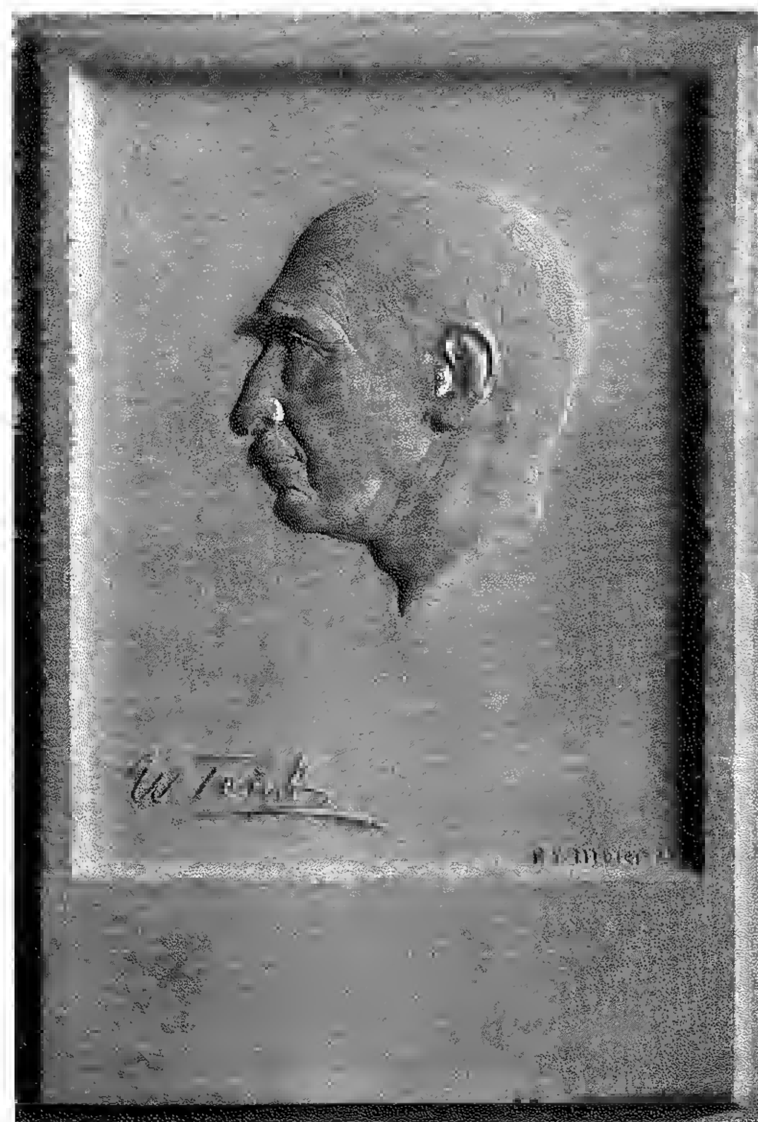


Wilhelm Teudt

Dem Vorkämpfer für völkische Vorgeschichte zum 7. 12. 1935

Nach einer Plakette von Karl Ludwig Meier, Berlin

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1935 Julmond Heft 12

Wilhelm Teudt zur Vollendung des 75. Lebensjahres

Von Fr. Platz-Detmold

Fünf Jahre des Kampfes um hohe geistige Güter des deutschen Volkes sind vergangen, seit Eugen Weiß dem Vorkämpfer für rechte Anschauungen über unsere germanischen Ahnen, Wilhelm Teudt, seinen Aufsatz „Die neue Teutoburger Waldschlacht" widmete: Die Hermannsschlacht sprengte die äußerlichen Römerfesseln; dem römischen Geist der späteren Jahrhunderte jedoch ist Deutschland erlegen.

Aber schon spürt Weiß den Morgenwind einer anderen Zeit durch die Wipfel des Waldgebirges rauschen, als er seherisch ruft: „Jetzt beginnt der deutsche Geist seine Weltschlacht zu schlagen, und diesmal werden wir siegen!"

Ebenso wie er haben wohl alle unsere Freunde empfunden, die trotz vielseitiger Anfeindungen mit uns gegangen sind und unsere selbstlosen völkischen Bestrebungen gefördert haben, denn: „Es geht in Detmold nicht um einige richtige oder falsche Himmelslinien, nicht um Türme und Felsen, sondern um den deutschen Gedanken, der bestimmt ist, aus der welschen Umnachtung hier neu geboren zu werden." Nicht um nebensächliche Einzelheiten handelt es sich, die belanglos sind, sondern um den Geist und die innere Einstellung. „Halt' stets den Blick aufs Ganze nur gerichtet, so ist der Streit in Deiner Brust geschlichtet!" Wer sich zu solchem Denken erheben konnte, ist gewiß nicht enttäuscht worden, dem hat Teudt sehr viel gegeben. Sein Vorstoß hat veraltete Auffassungen grundstürzend geändert, die uns ein zutreffendes Bild von unseren Vorfahren nicht gewinnen ließen.

Als die römische Kirche ihr Machtbereich über Deutschland ausdehnen und alle Bildungsanstalten beeinflussen konnte, breitete sich über die Vorgeschichte unseres Volkes ein Schleier, den zu lüften unerwünscht erschien. Andere Anschauungen konnten sich niemals durchsetzen, weil sie nicht den Interessen der Kirche dienten und deshalb totgeschwiegen wurden. Die „Deutsche Archäologie" hat bis in die neueste Zeit nur im Ausland geforscht und die „Heimatforschung" als minderwertig angesehen.

Durch das Auftreten Teudts hat das Interesse für die eigene Vorgeschichte stark zugenommen. Er hatte erkannt, daß die geistige Erhebung des deutschen Volkes von den Heiligtümern seiner Ahnen ausgehen müsse. Jahre schweren Kampfes, besonders für das Irminsulheiligtum der Externsteine und das Ostaraheiligtum von Oesterholz, lagen hinter uns, als das deutsche Erwachen unseren Bestrebungen eine Förderung brachte, die wir kaum jemals erhoffen konnten. Daß schon zu Beginn der Forschungen mit dem ersten Vorstoß alles aufgehellt würde, das seit mehr als tausend Jahren absichtlich verdunkelt ist, war nicht zu erwarten. Mit Genugtuung dürfen wir aber darauf hinweisen, daß die sachwissenschaftlichen Untersuchungen, soweit sie bisher durchgeführt werden konnten, die Forschungen Teudts in allem Wesentlichen bestätigt haben.

An den Externsteinen hat ein umfangreiches germanisches Heiligtum bestanden, das in karolingischer Zeit nachhaltig zerstört wurde. Daß es das Irminsulheiligtum war, von dem Eginhart berichtet, ist nicht mehr zu bezweifeln.

Ebenso sind die ausgedehnten Anlagen in Oesterholz kultischer Art und in vorgeschichtlicher Zeit geschaffen. Inmitten dieses Gebietes aber lag das Erdwerk, dessen letzte Reste den Gutshof Oesterholz noch jetzt als Wälle zur Hälfte umgeben. Die diesjährigen Grabungen haben bisher noch keine Funde ergeben, die Zweck, Alter und Erbauer erkennen ließen — aber daß hier eine ganz gewaltige Anlage gefunden war, die für die Vorgeschichte unseres Volkes von höchster Wichtigkeit ist, wurde schon nach den ersten Spatenstichen zweifelsfrei erkannt.

Teudt ist stets für die Bedeutung dieser, von ihm als alt angesehenen Wälle eingetreten, während seine Gegner sie als neu und bedeutungslos hingestellt haben. So ist von Oberstudienrat Dr. Altfeld, Detmold, in einem Bericht an die Landesregierung und in einer Veröffentlichung nach seinen Unterlagen in den „Bielefelder Neuesten Nachrichten" noch am 5. Juni 1935 als Ergebnis der „genauen Archivforschung" und „nach Ausweis dieser einwandfreien Aktenbelege" nach seiner Meinung zweifelsfrei nachgewiesen, daß die Wälle nicht vor 1787 angelegt sein könnten. Auf dieser „aktenmäßig belegten Geschichte" des Nichtfachmannes Dr. Altfeld gründen sich zumeist Angriffe jener Fachwissenschaftler, die in Vorträgen und Abhandlungen den Entdecker dieser Wälle lächerlich zu machen suchten, ohne sie gesehen zu haben. Univ.-Prof. Kahrstedt, Göttingen, erklärte als Augenzeuge die Wälle in der Weser-Ztg. vom 8. November 1929 als „harmlose moderne Gartenmauern".

Bei den Grabungen zeigte sich, daß die heutige Umhegung des Gutshofes nur so weit mit der alten Anlage übereinstimmt, als noch Wälle erhalten sind, die neuzeitlichen Mauern jedoch in abweichender Richtung verlaufen. Deshalb stellt sich die von der Umhegung gebildete „Figur", die bisher die Grundlage zu dem Für und Wider der astronomischen Berechnungen abgab, jetzt anders dar. Mit der Änderung der „Voraussetzung" sind die Berechnungen zwar nicht falsch, aber hinfällig geworden, wie die Vermutungen, die sich darauf aufbauten. Ob es sich ursprünglich um eine germanische Kultburg oder eine römische bzw. fränkische Wehranlage handelt, war noch nicht zu entscheiden, doch wäre dieses wichtige vorgeschichtliche Werk für die Forschung verloren gewesen, wenn sich Teudt durch solche Gegner hätte beirren lassen, die jetzt als vergewaltigte Wissenschaftler erscheinen möchten, denen „das Maul gestopft" sei.

Nachdem sich die allgemeine Annahme über die Gestalt der ursprünglichen Anlage als unzutreffend erwiesen hat, versucht man diesen Umstand jetzt einseitig gegen Teudt auszunutzen und alle seine Forschungen zu verdächtigen. Dabei ist es ganz selbstverständlich, daß durch das Ergebnis in Oesterholz weder die Externsteinforschung noch die Ortungslehre oder die Ansichten über die Gestirnkunde unserer Vorfahren irgendwie berührt werden. Sie wurden im Gegenteil durch die neuesten Forschungen, besonders auch O. S. Reuters, wie auch anderer Fachleute, weitgehend bestätigt.

Ebenso wird das Werk Teudts „Germanische Heiligtümer" in seinen Grundzügen niemals veralten, auch wenn die Fortschritte der Forschung für jede neue Auflage Änderungen erforderlich machen. Es fand deshalb eine so freudige Aufnahme, weil es wissenschaftliche Lehrmeinungen angriff, die man als verhängnisvolle Irrtümer selbst empfand. Es übte Kritik an der Vorgeschichtswissenschaft, die man als rückständig in Methode, Voraussetzungen und Fragestellungen schon selbst ansah. Dabei brachte es zahlreiche neue Anregungen, die erfrischend wirkten. Nicht durch Museen mit aufgespeicherten Scherben und Steinen, die nur für den Fachmann sprechend sind, wurde man geführt, sondern in die freie Natur. Wie trefflich verstand es der Altmeister, an dem, was er vorführte, für die Vorfahren und die eigene Vorgeschichte zu begeistern. Das war es, was man zur Erhebung brauchte, und danach hatte man sich schon lange gesehnt! Was geboten wurde, war keine trockene Wissenschaft, hier pulste frisches Leben. Jeder, der Lust und Liebe zur Sache hatte, konnte dabei mitsuchen und zur Aufhellung der eigenen Vorgeschichte beitragen. Wenn heute stellenweise die Jugend schon im ersten Schuljahr Anteil nimmt, so haben Teudts Anregungen nicht wenig dazu beigetragen.

Zahlreiche Hinweise sind von Teudt gegeben, die uns heute das Land unserer Väter in ganz anderem Licht erscheinen lassen als früher. Das Bild hat nicht ein schwarzer, römischer Pinsel gemalt, es erscheint uns licht und freundlich. Erwähnt sei aus der Masse des Gebotenen, was über die germanischen Marken und ihre Bedeutung für das Volksleben gesagt wird. Dann die Anschauungen über Ahnengräber und Kultstätten, über Kampfspiel- und Rennbahnen, über Reiterspiel und Feste, Pferdezucht u. a.

Das wichtigste bleibt immer, daß uns heute unsere Vorfahren als arbeitsame, tüchtige, geistig hochstehende Menschen erscheinen mit hoher Eigenkultur und Gotteserkenntnis, die ein stark ausgebildetes Gefühl für Ehre und Recht hatten, das in der Treue wurzelt. Meintaten, wie sie die Westfranken bei Kannstatt und Verden verübten, wären ihnen nicht möglich gewesen.

Von besonderer Bedeutung für das Germanentum ist deshalb die Betrachtung der Person des Westfrankenkönigs Karl und die durch ihn eingeleitete Kulturvernichtung der Bekehrungszeit, der die Romanisierung der Volksseele folgte — Umstände, die trotz ihrer hohen Bedeutung für die Wiedererkennung des voraufgegangenen germanischen Wesens unbeachtet geblieben waren.

So hat Teudt, der in diesem Monat sein 75. Lebensjahr vollendet, bis jetzt in alter Frische mit ungebrochenem Kampfesmut und Kampfeswillen gegen alle Entstellungen der geschichtlichen Wahrheit über unsere Vorfahren angekämpft und ist bemüht gewesen, das Band, das uns mit ihnen einst verband, neu zu knüpfen.

Wir Freunde germanischer Vorgeschichte aber, die wir trotz vieler Anfeindungen zu ihm gehalten, seine Bestrebungen durch lange Jahre gestützt und gefördert haben, blicken heut mit Stolz auf unseren Vorkämpfer für deutsches Wesen, auf den Führer

in der geistigen Teutoburger Waldschlacht! —

„Der Germane wählt sich seinen Herrn, und seine Treue ist daher Treue gegen sich selbst: das ist die Moral der Freigeborenen. Doch hat sie die Welt noch niemals in der Art erblickt wie beim Germanen . . . Eines ist sicher: will man die geschichtliche Größe der Germanen erklären, indem man sie in ein einziges Wort zusammenfaßt, so muß man seine Treue nennen. Das ist der ganze Mittelpunkt, von wo aus der gesamte Charakter oder besser die gesamte Persönlichkeit sich überblicken läßt."

Houston Steward Chamberlain

Das vorgeschichtliche Europa

Kulturen, Völker und Rassen[1]

Von † Univ.-Prof. Dr. Dr. Hans Hahne

Nord und Süd

Nord und Süd! Bei aller Überschau des Werdens Europas ist dieses Gegensatzpaar immer wieder ein Drehpunkt auch aller wissenschaftlicher Überlegungen. Gewiß sind Osten und Westen besonders rassisch von nicht geringer Wichtigkeit, aber die Nord—Süd-Spannung ist im europäischen Völkerleben allein schon infolge ihrer erdgeschichtlichen Bedingtheit immer wieder von besonders eindringlicher Bedeutung, den Osten und Westen stark beeinflussend und zwingend in die nord-südlichen „Kraftlinien" der Geschichte der Europamenschheit. —

Fahl versinkt die Sonne in schneebelasteten Wäldern des nordischen Winterlandes; fahl erwacht sie gar oft das ganze Jahr hindurch über grauen Meereswogen; das Leben scheint im Winter erstorben im *Norden*. Nur der Mensch ertrotzt das Bleiben auf der Scholle, die seiner Hände Arbeit fruchtbar gemacht hat — er harrt aus, hoffend, und grübelnd über Tod und Leben, über Licht und Finsternis, — bis die Winterriesen erschlagen sind vom strahlenden Frühlingsgott, dem Allbeglücker, der der bräutlichen Erde den Schleier entreißt und sie schmückt mit dem herrlichsten Frauenkleide, mit den Blumen des Frühlings und Sommers. Die Sonne ist geehrt und geliebt als Weckerin und Geberin allen warmen Lebens; dem Süden ist sie gar wohl sengende Würgerin, Feindin! — Der Nordmensch ist Grübler über Sonnenschicksal und Licht und Finsternis aus Lebensnot und -kampf.

Ernst und kühl, oft gar zu kritisch ist sein Sinn, stark die Herzen der Nordlinge im Herrenglauben an die eigene Kraft, voll inniger Lebensfreude die Gaben der gütigen Mutter Erde und die Früchte der eigenen Arbeit genießend, die der Scholle mehr abringt, als sie freiwillig gibt. — Die Gewalten des sommerlichen Lichtes helfen ihm ja sichtlich. Finster und Frost sind ihm seit Urzeiten Feinde. — Spät ist nordisches Reifen von Mensch und Volk; herb die Jugend, herbe, stählerne Mannheit ist unnachgiebig, wie gegen die Natur, so gegen sich und ihresgleichen; wenig geneigt, eines anderen Hoheit über sich zu setzen; es sei denn ein Held größeren Maßes! Gewählte Volkskönige, Männer hoher Spannkraft führten die Nordleute mehr denn einmal gen Süden als Eroberer, Erben und glückliche Vollender der Kultur der Unterworfenen. Gerade im Norden gewannen große „Ideen" höherer Art immer wieder ihre Heerscharen: „Idealisten", voll von unerschrockener Zukunftshoffnung und unerschütterlichem Lichtglauben! Zähe und langsam schreitet unserer Artung Leben dahin, unentwegt nach hohen Zielen schauend, die über dem kargen Heute sind! —

Und dort, jenseits der Alpen im Süden schläft der große Pan, „die Allnatur", in jeder sengenden Mittagsglut der übermächtigen Sonne; die Erde schwelgt oft und lange in zuviel Licht. Heißblütige, schnellebende und schnellschaffende Menschen sind dort heimisch; Himmel und Erde erglühen in verschwenderischem Geben, oft allzu gütigen Eltern gleich, die liebreich der Kinder Wege vor bitterer Not bewahren möchten, daß ihre Sinne sich frei entfalten, das Schöne und Herrliche des Lebens zu schauen, zu erfassen und zu predigen; — aber Verweichlichung und Verwöhntsein, Frühreife und Mangel an Stahl im Willen und Wirken lassen auf schnelle, sich gern „darstellende", ja „anbietende" üppige, hohe Jugend oft gar bald müdes, genießerisches oder ziellos verdämmerndes Altern folgen.

Die Erde, die Natur, verehrt als ewig gebende Mutter, — oft fast mehr als sinnlich schrankenlose Geliebte empfunden. Daneben Todesmelancholie und -furcht oft allzu erdgebunden, die nach Erlösung schmachtet vom Erdendasein, das wir lieben! —

Seit alters im Orient und „Süden" Herren großer Reiche, prahlende „Herren der Welt", schnelle Sammlung und schnelle Zertrümmerung großer Kräfte; schnell wechselnde Volks- und Staatengebilde, — mehr als einmal über den Haufen gerannt von härteren Eroberern aus dem Norden! —

Während eines jahrtausendelangen Entwicklungsganges der Völker im Norden und Süden zeigten sich solche Grundunterschiede immer wieder, trotz hin- und hergehender uralter Art- und Blutsverwandtschaften und Wanderungen. — Der alten und neuen Völker- und Kulturheimaten Eigenarten haben vielseitige Abwandlungen gebracht. Nordeuropäertum gab südlichen Völkern immer wieder seit der Vorzeit blutgebundene Nordeigenart, „nordbestimmte Artung"; Südartung brachte nordischen Gruppen Anflüge und Einschläge südlicher Leichtheit, aber auch Widerstandsminderung gegen die nordischen Daseinsbedingungen!

Völker und Kulturen

Immer schärfer sondernde und sichtende Durchforschung der für alle weiteren Fragen so wesentlichen jungsteinzeitlichen Menschenkreise Alteuropas bringt immer wieder neue Versuche der Aufstellung von Gesamt- und Sondergruppen, die *möglicherweise Völker oder wenigstens Stämme* gewesen sein könnten. Namenlos sind sie alle vor der geschriebenen „Geschichte", aber manch eine ragt, wenn man sie aus der Vorzeit weiter verfolgt in ihren Auswirkungen, Wandlungen und Wanderungen, als tragende Menschenart in Völker und Kulturen hinein, die dann *in der frühesten geschichtlichen Zeit benannt* werden.

Deutlich ist das der Fall bei den nördlichsten Volks- oder Stammesgruppen der endsteinzeitlichen Nordleute. Von den verschiedensten Forschungszweigen her sind sie als die Wurzelgruppe des späteren Germanentums erkannt worden, womit nicht gesagt werden soll, daß das, was wir als germanischen „Typus" immer wieder beschrieben finden, fertig und eindeutig schon in der Steinzeit überall, wenn auch nur als Oberschicht, vorherrschend gewesen sein müßte. Dagegen sprechen auch die Funde. Hier muß mit allem Nachdruck betont werden, daß in allerlei unserer Vorzeit geltenden Versuchen gar zu leicht von mancher Seite durcheinandergeworfen werden die Feststellungen der *körperkundlichen und der kulturkundlichen Erforschung* der Lebensbilder innerhalb der alten Kultur- und *Volkskreise*. „Kulturkreise" oder *Lebens*„kreise" sind zunächst Einheiten oder wenigstens scharf umreißbare Sondergebiete mit weitgehender Übereinstimmung wesentlicher alltäglicher oder höheren Zwecken dienender Erzeugnisse der Werktätigkeit, — also der allgemeinen Lebensweise, sowie der Kunst und Religion, insgesamt der „Gesittung". Die bereits erörterte rückwärtsblickende Folgerungsart der *Sprachkunde* und der Erkundung weltanschaulicher und religiöser Erscheinungen bestätigt den „volkheitlichen" Charakter solcher Gebilde. Die Gleichung „*geschlossener Kulturkreis gleich Volk*" ist aber für die Vorzeit in ausgeprägten Fällen durchaus genau so gültig, wie für die Gegenwart, wo infolge des Weltverkehres derartige geschlossene Kulturen und Völker allerdings immer seltener werden als in der Vorzeit. Es kommt in Zweifelsfällen darauf an, was man als für im Volk maßgebende und lebensbestimmende Kulturerscheinungen ansieht. Auf alle Fälle stimmten in Vorzeit und Geschichte bis heran an die neue Zeit tatsächlich die Grenzen innerlich und äußerlich im wesentlichen *geschlossener Kulturen und geschlossener Völker* über-

[1] Mit freundlichst erteilter Genehmigung des Verlages *Velhagen & Klasing* bringen wir nachstehende Leseprobe aus Hahnes gleichnamigem Werke, das wir in Heft 11 eingehend (Seite 346) gewürdigt haben.

ein. Allermeistens sind dann dort aber auch, oft schon mit an sich unzulänglichen Mitteln einer alltäglichen Menschenbeobachtung, festzustellende bestimmte körperliche rassische Merkmale als vorherrschend und maßgebend nachweisbar. Immer auch sind im Volkskörper nachweisbar Unterschichten als Ergebnisse von Unterwerfung und Unterdrückung früherer Gebietseinnahme oder als Folge von Zersetzung und Überwucherung starreren oder kulturunbegabteren Volkstums durch „virulenteres“, frischeres, jugendlich-lebensstärkeres. Die Hinterlassenschaft von einer tatsächlichen Oberschicht ist unmittelbar im materiellen Fundmaterial erkennbar; oft daneben, deutlich auch rassisch, die „Unterschicht“. Wiederum ist auch solches Verhalten seit der Vorzeit immer wieder eindeutig in den nordeuropäischen, nordisch bestimmten Menschengebieten festzustellen. In den eng naturverbundenen Lebensverhältnissen der Vorzeit ist die Gebundenheit von bestimmter körperlicher Form an bestimmte Heimatart in der Ernährungsweise, den Siedlungen bis in die Anlageart der Gräber des Schmuckes, der Handwerks- und Kunstübung und den in solchen Verhältnissen ebenfalls eng natur- und somit rassegebundenen religiösen und Weltanschauungsformen häufiger zu beobachten als in späteren Zeiten. Die Erdoberflächengestaltung nach Landschaften mit zum Teil auch klimatischer Verschiedenheit ergab differenzierte „Wohnraumgebiete“, und darin gestalteten sich rassisch verschiedenartige Bevölkerungsgruppen, Völker mit verschiedenartiger Gesamtlebensform. In den nord- und mitteleuropäischen Landschaften erstand Ackerbau und Viehzucht von besonderer Prägung als nordisches Bauerntum — angeregt und ermöglicht durch Vorkommen heimischer Pflanzen und Tiere, die sich zur Züchtung eigneten und lohnten.

Kulturarchäologie der frühestgeschichtlichen Zeiten

Wenn auch die Ereignisse der folgenden Jahrhunderte v. Zw. teilweise „im vollen Lichte der Geschichte“ liegen: unsere Wissenschaft, die sie sich vorbereiten sah, erzählt uns vieles mehr und oft Wahrhaftigeres als die zeitgenössischen Geschichtsschreiber von den Vorgängen, in denen sich der erste Aufschwung unserer germanischen Ahnen zu weltgeschichtlicher Bedeutung vollzog. Die Verschiebungen der Grenzen zwischen Kelten und Germanen und vor allem die gleichzeitigen Verschiebungen innerhalb der germanischen Gebiete selbst, all das ist zum größten Teil Sache der Vorgeschichtsforschung, weil es nicht „historisch“, d. h. schriftlich bezeugt ist. —

Von den Geschehnissen, die der Geschichtsschreiber berichtet, verfolgen wir sozusagen die Spuren der alltäglichen Einzelheiten und diese oft weit rückwärts, zu dem Punkte, von dem aus sich für das Geschehene eine Erklärung findet, die dem zeitgenössischen Zeugen verschlossen bleiben mußte, der „Ausländer“ war, und die auch trotz aller Kombinationen einem modernen, nur „schriftgelehrten“ Historiker meist unbekannt bleibt; während die vorgeschichtliche Archäologie und Rassenkunde erklärenden Aufschluß gewinnt über Art, Wesen, Kulturzustand, Herkunft und Beziehungen der handelnden Menschen in jenem Schauspiel, das auf nordeuropäischem Boden die geschichtliche Zeit einleitet.

Hier an der Grenze von Vorgeschichte und Geschichte zeigt sich in vielen Fällen, daß die Schlüsse gültig sind, wie sie die vorgeschichtliche Archäologie aus den Bodenfunden für die früheren Perioden bereits ziehen konnte.

Daß die Träger mehr oder minder umschriebener Kulturgruppen gesonderte mehr oder minder abgeschlossene Menschengruppen waren, Völker oder namhafte Volksteile: dieser Lehrsatz bewahrheitet sich immer wieder.

So ist die Vorgeschichte an die Lösung der Frage nach der indogermanischen Urheimat mit Erfolg herangegangen, so zeigte sich ihr innerhalb der Germanengebiete die Sonderung zwischen Nord-, Ost- und Westgermanen schon für Zeiten, von denen Geschichte und Sprachwissenschaft nichts wissen; so finden sich für manche Einzelheiten in den Vorgängen der Völkerverschiebungen frühgeschichtlicher Zeiten die archäologischen Parallelerscheinungen, zugleich als eine Probe aufs Exempel, daß die Methoden der Vorgeschichte gut sind. Beziehungen zwischen der Geschichte, zwischen Völkern und Kulturen und der Rassengeschichte kann fast nur die „volkheitskundliche Archäologie“ erhellen, da zu ihren Fundmaterialien die menschlichen Körperreste seit der Urzeit gehören als naturwissenschaftlich sichere Grundlagen der Rassenforschung. Abbildungen und Darstellungen von Menschen in der Vor- und Frühgeschichte sind nur eine geringe Ergänzung unserer Untersuchungen.

Verwandte des Männchens von Öchsen

Von Marie Blenk, Berlin-Adlershof

Uralt ist das Steinrelief des Männchens von Öchsen, dessen Abbildung uns Will Vesper in Nr. 1 des Jahrgangs 1933 dieser Zeitschrift brachte, und doch hat es Verwandte, die erst in neuester Zeit das Licht der Welt erblickten, deren Linie, so hoffen wir, auch in der Zukunft nicht sobald aussterben wird, obwohl der Stammbaum wahrscheinlich in die graue Vergangenheit zurückreicht.

Wer die Aufsätze über das Öchsener Männchen in dieser Zeitschrift gelesen hat, wird wissen, daß ich von Kuchenmännern spreche. Einer davon ist in Nr. 7 dieses Jahrganges abgebildet. Er stammt aus der Schweiz. Auch in meiner Heimatstadt Hersfeld werden ähnliche Kuchenmänner zum „Klaustag“ gebacken. Das Material ist einfacher Kuchenteig, auch Mürbeteig genannt (Mehl, Fett, Zucker, Milch, Hefe). Aus diesem Teig werden die Kuchenmänner mit der Hand vorgeformt und mit dem Messer geschnitten. Das Hersfelder Klausgebäck zeigt außer andern Figuren Männer, Frauen und Reiter mit in die Seite gestemmten Armen, einer Armhaltung, die nach den Forschungen Herman Wirths der Jahrgott in der Kultsymbolik der Megalithkultur zeigt.

Professor Wirth fand folgende Stellungen des Jahrgottes heraus:

Beide Arme in die Seite gestemmt ( ) zur Weihnachtszeit;

die Arme aufwärts erhoben (ᛉ) in der Zeit des aufsteigenden Jahres bis zur Sommersonnenwende;

die Arme abwärts gesenkt (ᛦ) in der Zeit des absteigenden Jahres bis zur Wintersonnenwende;

einen erhobenen und einen in die Seite gestemmten oder gesenkten Arm zur Weihnachtszeit ( ).

Den Beweis für die Richtigkeit der Wirthschen These erbringen die nordischen Bauernstabkalender des 16. Jahrhunderts, welche noch die gleichen Figuren für die verschiedenen Jahreszeiten zeigen.

Daß es sich bei der Armhaltung der Hersfelder Kuchenmänner nicht um einen Zufall handelt, der in der Technik des Backens begründet ist, beweist der Umstand, daß in andern Orten gleiche oder ähnliche Männer, jedoch mit andern Armhaltungen gebacken werden, die uns ebenfalls durch die Forschungen Professor Wirths als für die Darstellung des Jahrgotts üblich bekannt sind.

In dem Hersfeld benachbarten Rotenburg werden die gleichen Männer und Reiter mit einem in die Seite gestemmten und einem erhobenen, nach dem Kopf gekrümmten Arm gebacken. In Karlsruhe und Wetzlar bäckt man zum Nikolaustag Männer mit beiden Armhaltungen. Aus Miltenberg sind mir als Nikolausgebäck solche Männer von

recht beachtlicher Größe bekannt. In einem Arm halten sie ein Gebilde, das wohl einen Weihnachtsbaum darstellen soll, der andere Arm ist entweder erhoben oder in die Seite gestemmt. Doch werden in Miltenberg auch einfachere, kleinere Männer gebacken, wie die Abbildung zeigt. In Schmalkalden in Thüringen bäckt man zum „Herschelklaus" Männer und Frauen von ungefähr 34 cm Länge. Außer Figuren mit den erwähnten Armhaltungen gibt es dort solche, die beide Arme erhoben haben oder in den über dem Leib zusammengelegten Händen einen Teigring halten.

Es wurde mir ferner von einer glaubwürdigen Frau mitgeteilt, daß vor ungefähr dreißig Jahren in Augustenhof, Kreis Wirsitz, Prov. Posen, zur Weihnachtszeit Kuchenmänner mit in die Seite gestemmten Armen gebacken und an den Weihnachtsbaum gehängt wurden.

Die mir bekannten Kuchenmänner zeigen trotz ihrer Verschiedenheit an Größe und Sorgfältigkeit der Ausführung dasselbe Material, dieselbe Grundform und dieselbe Herstellungsart. Sie werden aus einfachem Hefekuchenteig mit dem Messer zugeschnitten, nicht in Formen gebacken. Am schönsten ist das Schmalkalder Backwerk ausgeführt, obwohl auch hier keine Formen verwandt werden.

Die Zeitschrift „Germanien" brachte bisher außer dem oben erwähnten Gebildbrot aus der Schweiz noch die Beschreibung des „Tallsackes" aus Bad Warmbrunn, eines Kuchenmannes, der einen Arm erhoben und einen in die Seite gestemmt hat und außerdem mit Verzierungen versehen ist, die Wirthschen Kultsymbolen gleichen.

Männer aus Semmel- oder Mürbeteig (Hefeteig) sind offenbar in ganz Deutschland verbreitet, bisweilen auch Frauen oder Männer und Frauen vereinigt. In volkskundlichen Berichten über diese Gebildbrote wurde bisher jedoch auf die Feststellung der Armhaltung keinerlei Wert gelegt, da ja erst Herman Wirth auf die verschiedene Armhaltung des Jahrgottes aufmerksam gemacht hat.

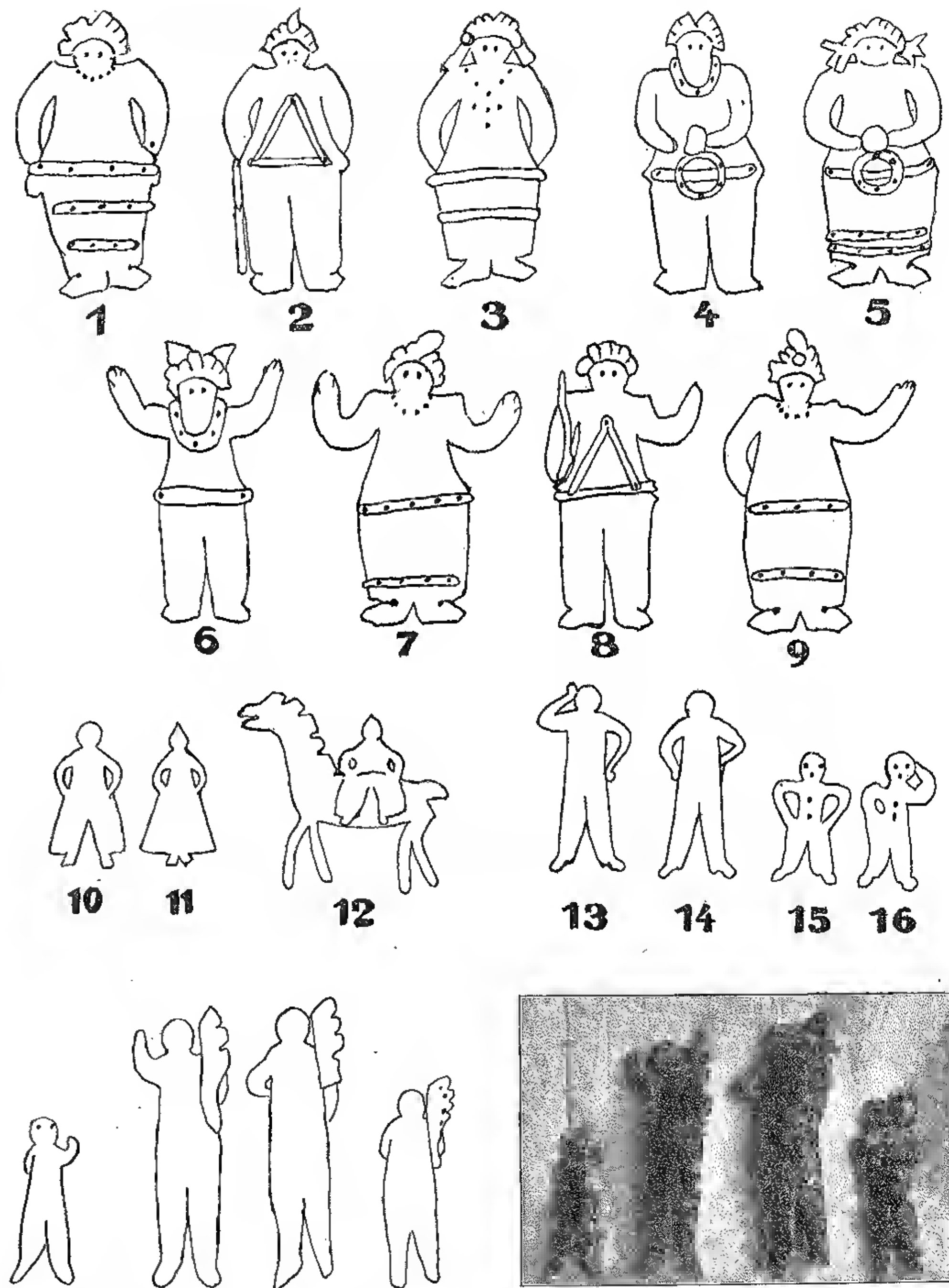
Ich entnehme folgende Namenreihe für Weckemänner dem Aufsatze von M. Höfler, „St. Nikolausgebäck in Deutschland"[1]:

Altbayern und Österreich: Mannl, Nikolo-Mannl, Nikolo-Hansl, Hausl.
Schwaben: Klausmann, Klausenmandl, Nicklas, Kreuzermann.
Schwarzwald: Dampedei (eigentlich so nur auf Weihnachten genannt).
Elsaß: Klaus, Nikolausen.
Hegau: Klasenmännl.
Schweiz: Mann-Noggl, Hanselmännli, Grittli-Benz (wegen der Grittlstellung), Samichlaus, Chlaus, Wacholdermann, Wildmännli, Kresmi (kresender, gespreizt gehender Mann), Lebkuchenmann, Elgger Mann (Elgg bei Zürich).
Niederdeutschland: Sengter Klas, Klaskerlchen, Spekulatius.
Niederlande: Sint Nikolaas, Sinterklaas.
Von Straßburg bis Aachen: Weckmännchen.
Nordbrabant: Taai-Taai, Taaimann.
Holland: Moppen (=Fratze), Nikolauspuppen.
Altbayern: Batzenlippl, Teigaffe.
Österreich: Krampus (gehörnt).

Um Beispiele für Weckemänner anzuführen, muß man auch Reitergebäck heranziehen; denn wie aus dem Hersfelder und Rotenburger Gebäck hervorgeht, haben die Reiter bisweilen die gleiche Armhaltung wie die Männer, abgesehen davon, daß sie mit der gleichen Technik aus dem gleichen Material hergestellt werden. Diese Reiter sind von den mit Model oder Kuchenform hergestellten wohl zu unterscheiden.

In einem Aufsatz von Elisabeth Lemke, „Die Eibe in der Volkskunde"[2] wird Weih-

[1] Zeitschr. des Vs. f. Volkskunde, Bd. 12, 1902.
[2] Zeitschr. des Vs. f. Volkskunde, 12. Jahrgang, 1902.



1—9 Gebäck aus Schmalkalden in Thür., etwa 34 cm lang. / 10—12 Hersfelder Klausgebäck, Länge der menschlichen Figuren etwa 20 cm. / 13, 14 Karlsruher Nikolausgebäck, etwa 23 cm groß. / 15, 16 Wetzlarer Nikolausgebäck, etwa 15½ cm lang. / 17—21 Miltenberger Nikolausgebäck, Länge der größten Männer etwa 45 cm.

nachtsgebäck aus Weizenmehl in Form von Lämmchen, Hasen oder Pferden mit und ohne Reiter erwähnt, das in Schlochau, Hammerstein (Westpreußen), Jastrow, Neustettin, Ratzebuhr (Pommern) und Nachbarstädten auf den Markt gebracht wurde, und zwar schon in den Jahren 1823—40. Vermutlich handelt es sich hier bei den Reitern um den Kuchenmännern verwandtes Gebäck. Es wäre interessant, wenn man die Armhaltung dieser Reiter heute noch feststellen könnte.

Es ist rein äußerlich klar erkennbar, daß ein Zusammenhang zwischen dem Jahrgott und den Kuchenmännern besteht. Wer einen solchen Zusammenhang für unmöglich hält, der mag bedenken, wie zäh das Volk an alten Sitten und Gebräuchen hängt. Erscheint es ihm unwahrscheinlich, daß sich Formen und Gebräuche über so riesige Zeitspannen erhalten, so sei er daran erinnert, daß das Trägheitsgesetz im Einzelleben wie im Leben der Völker eine ungeheure Rolle spielt. Dieser Beharrungstrieb ist zwar für die Entwicklung des menschlichen Geistes nicht immer von Nutzen, wohl aber für die Forschung nach der Entwicklung dieses Geistes.

Daß Volksgebäcke in ihrer Überlieferung nachweislich bis ins Mittelalter zurückreichen, zeigt das Beispiel des „Bubenschenkels", eines Gebäckes, das am Mittelrhein, am Main mit Zuflüssen, in der Pfalz, Franken und Hessen üblich ist. Dieses Gebäck wird als Buebenschenkel schon 1516 im schwäbischen Eßlingen angeführt.

Sehen wir nun auch den Zusammenhang zwischen unsern Kuchenmännern und dem Jahrgott der Megalithkultur, so wissen wir damit doch, was die Kuchenmänner betrifft, nichts Positives über ihren Ursprung und ihre Bedeutung. Um dies festzustellen, ist zunächst auf ihre weitere Verbreitung zu achten, und zwar nicht nur in Deutschland, sondern gerade auch außerhalb des Deutschen Reiches. Man müßte ferner nachforschen, von welchem Zeitpunkt an das Material zu den Kuchen das gleiche wie heute gewesen ist. Die Beantwortung dieser Frage würde vielleicht auch ein Licht auf die Ursprungs- und Verbreitungsfrage werfen.

Kehren wir zu dem Männchen von Ochsen zurück. Wilhelm Teudt rechnet dieses alte Bildwerk, „den guten Hausgeist", das sich genau unter der Herdstelle des Hauses befindet, in bezug auf sein Verhältnis zur religiösen Anschauung unserer Vorfahren „in die Höhenlage der Bilder der Schutzpatrone in katholischen Gegenden"[1]. Es ist eigentümlich, daß auch schon M. Höfler in seinem Aufsatz „St. Nikolausgebäck in Deutschland" über männliche Figuren als Gebildbrote schreibt: „Diese Figuren stellen die hausbackenen Gestalten der männlichen elbischen Hausgeister dar, welche ehemals als kobelholde Heimchen oder Wichtelmännlein am Herde, dem ursprünglichen Hausaltare, götzenartige Verehrung genossen." Einen Hinweis darauf, daß die Weckmänner ursprünglich eine kultische Bedeutung haben, sehe ich in den Namen, die einige dieser Gebildbrote haben. Doch wäre es die Sache eines Sprachforschers, zu untersuchen, ob meine Annahmen, die ja doch die eines Laien sind, sich sprachlich rechtfertigen lassen.

Nach Höfler wird das Gebäck, das männliche und weibliche Gestalt vereinigt wiedergibt, in Schweden Nisse-Nasse genannt. Der Name Nisse wird im Schwedischen für Hausgeister gebraucht[2]. Es ist auch möglich, daß die häufig wiederkehrende Bezeichnung Hansl auf die Hausgeisteigenschaft hinweist. In Thüringen wird das Steppchen, das man sich als Kobold oder Teufel denkt, auch „Hanslätzchen" genannt[3]. In meiner Heimat gibt es eine Ortssage vom „gritzgrauen Hänschen", einem koboldartigen „Wiedergänger", der die Menschen neckte und deshalb verbannt wurde[4].

[1] „Zur Wiedererkennung des germanischen Geistes und Glaubens" v. Wilh. Teudt, Germanien, Heft 1, 1933.
[2] Von Negelein: „Das Pferd i. Seelenglauben u. Totenkult", Ztschr. d. Vs. f. Volkskde., Bd. 12, 1902.
[3] Sagen aus Nordthüringen, ges. v. Rud. Reichhardt, Ztschr. d. Vs. f. Volkskde., Bd. 12, 1902.
[4] Wilh. Neuhaus: „Sagen und Schwänke aus dem Kreise Hersfeld und den angrenzenden Gebieten", Haus Ott-Verlag, Hersfeld 1922.

Ob aber die Kuchenmänner tatsächlich ursprünglich Hausgeister darstellen sollen, möchte ich bezweifeln. Wenn sie die Namen von Hausgeistern führen, so kann das leicht aus einer Zeit stammen, da man das, was sie darstellen sollen, heruntersetzen wollte. Auf diese Profanierung lassen auch Namen wie Moppen (Fratzen) und Teigaffe schließen. Ebenso gibt die Bezeichnung Nikolaus, die ja bekanntlich die Stelle eines heidnischen Gottes (Wodan) vertritt, zu denken.

Daß für die Kuchenmänner eine götzenartige Bedeutung in Frage kommt, halte ich für ausgeschlossen, obwohl der indiculus superstitiorum vom Jahre 743 „Götzenbilder aus geweihtem Mehl" erwähnt. Die Bezeichnung Götzenbilder ist hier nicht richtig; denn unter einem Götzen versteht man ein Ding, das angebetet wird und dem man eine körperliche Auswirkung zuschreibt. Niemand wird aber wohl auf den Gedanken kommen, daß man Kuchenbrote anbeten und als Gottheit verehren könnte. Dagegen kann man sich wohl vorstellen, daß solche Kuchenbrote entweder den Göttern geopfert oder zu ihrem Gedächtnis gebacken wurden.

Es ist bekannt, daß zu derselben Zeit, da man dies Backwerk herstellt, in den verschiedensten Gegenden Deutschlands noch heute verkleidete junge Leute und Kinder Gaben erbitten. Es dürfte auch bekannt sein, daß maskierte oder vermummte Personen ursprünglich Vertreter der Gottheit darstellen. In Hersfeld ziehen am Vorabend des Nikolaustages verkleidete Kinder als „Kläuse" von Haus zu Haus und erbetteln Gaben. Ob man den Kläusen ursprünglich die Kuchenmänner gespendet hat?

Die Karlsruher Kuchenmänner werden „Dampedei" genannt. Höfler bringt als übliche Erklärung des Namens Dampedei Dom(inus) Dei. Ich glaube jedoch, daß diese Erklärung nicht den wahren Sinn des Wortes trifft. Sie sieht zu sehr nach dem christlichen Mäntelchen aus, das diesem Gebäck, welches nun einmal nichtchristlich ist, umgehängt werden sollte, ähnlich wie man die Herkunft des Kasseler „Hornaffen", eines großen, kringel- oder brezelförmigen Neujahrsgebäckes, auf hora ave zurückführen will, obwohl das Wort „Affen" auch in dem obenerwähnten „Teigaffen" aus Altbayern wiederkehrt. Ob das Wort Dampedei etwa sprachlich mit dem Taai-Taai aus Nordbrabant zusammenhängt? Zu dem ersten Teil des Wortes möchte ich bemerken, daß in Tirol die Perchta „Stampe" genannt wird[1]. Auch wäre es vielleicht möglich, daß das schwedische Wort „Tomte" = Hausgeist in „Dampedei" wiederkehrt[2].

Das Wort Dampedei erinnert auch an das Männchen Timpete in dem plattdeutschen Grimmschen Märchen „von dem Fischer un siner Fru". Es handelt sich dort um einen verwunschenen Fisch, den der Fischer gefangen hat und dem er auf seine Bitte die Freiheit wiedergibt. Von seiner habgierigen Frau veranlaßt, wünscht sich der Fischer mehrmals hohe Stellung und große Reichtümer von dem Fische, wird aber zuletzt für die Maßlosigkeit seiner Wünsche bestraft. Eigenartig ist bei diesem Märchen die Schilderung der Naturgewalten, der verschiedenen Stadien des Meeressturmes, die immer das Erscheinen des Fisches begleiten und ihn als übernatürliches Wesen kennzeichnen. Das Sprüchlein, mit dem der Fischer den „Butt" anruft, heißt:

Manntje, Manntje, Timpe Te,
Buttje, Buttje in de See,
Mine Fru, de Ilsebill
Will nich so as ick woll will[3].

[1] M. Höfler, Knaufgebäcke, Zeitschr. d. Vs. für Volkskunde, Bd. 12, 1902.
[2] Von Negelein: „Das Pferd im Seelenglauben und Totenkult".
[3] Z. Vgl.: Der redende Fisch. „Unweit Werne liegt die Kelle, eine unterirdische Höhle, mit Wasser gefüllt. Dort hatte einst ein Bauer einen großen, einäugigen Fisch gefangen und in seine Tasche gesteckt. Zu seinem großen Entsetzen rief auf dem Wege nach dem Dorfe der Fisch: ‚Nimm den Einäugigen nicht mit, sonst kostet's dich dein Leben.' Da kehrte der Bauer um und übergab den unheimlichen Fisch wieder seinem Elemente." Reichardt: „Sagen aus Nordthüringen. (Es besteht wohl kein Zweifel darüber, daß es sich bei dem Einäugigen um Odin handelt.)

Wer die Eigenart der mittel- und süddeutschen Mundarten, harte Konsonanten weich zu sprechen, kennt, wird die Ähnlichkeit der beiden Wörter Timpete und Dampedei zugeben.

Der Name Timpete erinnert wieder an das „Timpenbrot“, das in Westfalen (Enger) und Braunschweig (Veltenhof) gebacken wird. Das Gebäck wird in Enger zum Timpkenfeste (6. Januar) zum Andenken Wittekinds verteilt. Höfler hält das Timpenbrot für Seelenopferbrot und leitet den Namen von Timp = tipp, Zipfel[1], ab, weil das Gebäck zwei Zipfel oder Knäufe hat.

Aus allem bisher Gesagten ersieht man trotz aller Ungewißheit, daß unsere Kuchenmänner eine kultische Bedeutung gehabt haben müssen. In einer Predigt des heiligen Eligius (588—659) heißt es nun ungefähr folgendermaßen: „Niemand soll zu Anfang Januar verruchte oder lächerliche Betteln oder Hirschlein oder andere Tierfiguren oder Liebessymbole backen.“ Daraus geht klar hervor, daß man solche Betteln (menschliche Figuren) wirklich schon im 7. Jahrhundert zur Julzeit gebacken hat. Es sei noch erwähnt, daß zu dem Hersfelder Klausgebäck auch Hirsche und Hasen[2] gehören. Wenn also auf der einen Seite heute noch Gebäck hergestellt wird, von dem man vermutet, daß es auf heidnischen Ursprung zurückgeht und andererseits Urkunden, die aus dem Ende der Heidenzeit stammen, ähnliches Gebäck erwähnen, so ist der Verdacht sehr groß, daß es sich beide Male um dasselbe oder verwandtes Gebäck handelt. Hoffen wir, daß weitere Nachforschungen einmal mehr und genaueres über diese Verwandten des Männchens von Ochsen ergeben. Unerläßlich für weitere Forschungen ist es aber, daß alle, die die Möglichkeit dazu haben, sich an der Sammlung von ähnlichem Backwerk beteiligen. Wer solches Gebäck kennt, den bitte ich um Mitteilung an diese Zeitschrift. Wer hilft mit, den Stammbaum der Kuchenmänner noch weiter zu verfolgen?

Steinkreuze bei Nordhausen

Von Dr. Ella Runge

Geht man von der Stätte der alten Heinrichsburg in Nordhausen die „Wassertreppe“ hinunter, weiter an der „Furtmühle“ vorbei, so kommt man nach etwa einem Kilometer auf den „Holungsbügel“. Dieser Weg wird jetzt wenig befahren, weil eine neuere Chaussee die Steigung umgeht, früher war er die Verbindung nach Westen hinaus. Fast auf der Höhe stehen am Wegrand 6 Steine, weiterhin noch ein einzelner, größerer. Sie gehören anscheinend nicht zusammen, denn sie sind nach Werkstoff und Bearbeitung verschieden. 2 sind stark beschädigte Steinkreuze, 2, sowie der größere, einfach rechtwinklig zugehauene Steine (wie Grenzsteine), 2 zeigen Verzierungen (s. Abb. 2). Bei dem eckigen ist sie eingetieft, bei dem runden erhaben gearbeitet und auf beiden Seiten verschieden. Wozu diese Steine gedient haben, darüber ist hier nichts bekannt. Der Name „Holungsbügel“ könnte sich auf den Hohlweg beziehen, der etwas östlich von den Steinen in den Hügel einschneidet (s. Abb. 1). Bügel = Bühel, Hügel. Doch erzählte mir der um die hiesige Heimatkunde sehr verdiente Lehrer Karl Meyer, daß er auf einer alten Karte die Form „Uff'm Holdes Buhl“ gefunden habe. Daß es dort spukt, wurde von verschiedenen Seiten berichtet. Einmal sollte es ein Schimmelreiter ohne Kopf sein. Das würde nun allerdings besser auf Wotan als auf die Holde passen. Ferner wird erzählt, daß dort eine Schlacht geschlagen worden sei; tatsächlich ist das Grab eines fränkischen Kriegers da gefunden worden. Später soll das Gelände Ordensbesitz gewesen sein.

[1] Schiller-Lübben, Mnd. Wörterbuch 4, 544.
[2] Hasen von gleicher oder ähnlicher Form und Ausführung sind ebenfalls in den verschiedensten Gegenden Deutschlands teils zu Weihnachten, teils zu Ostern üblich.

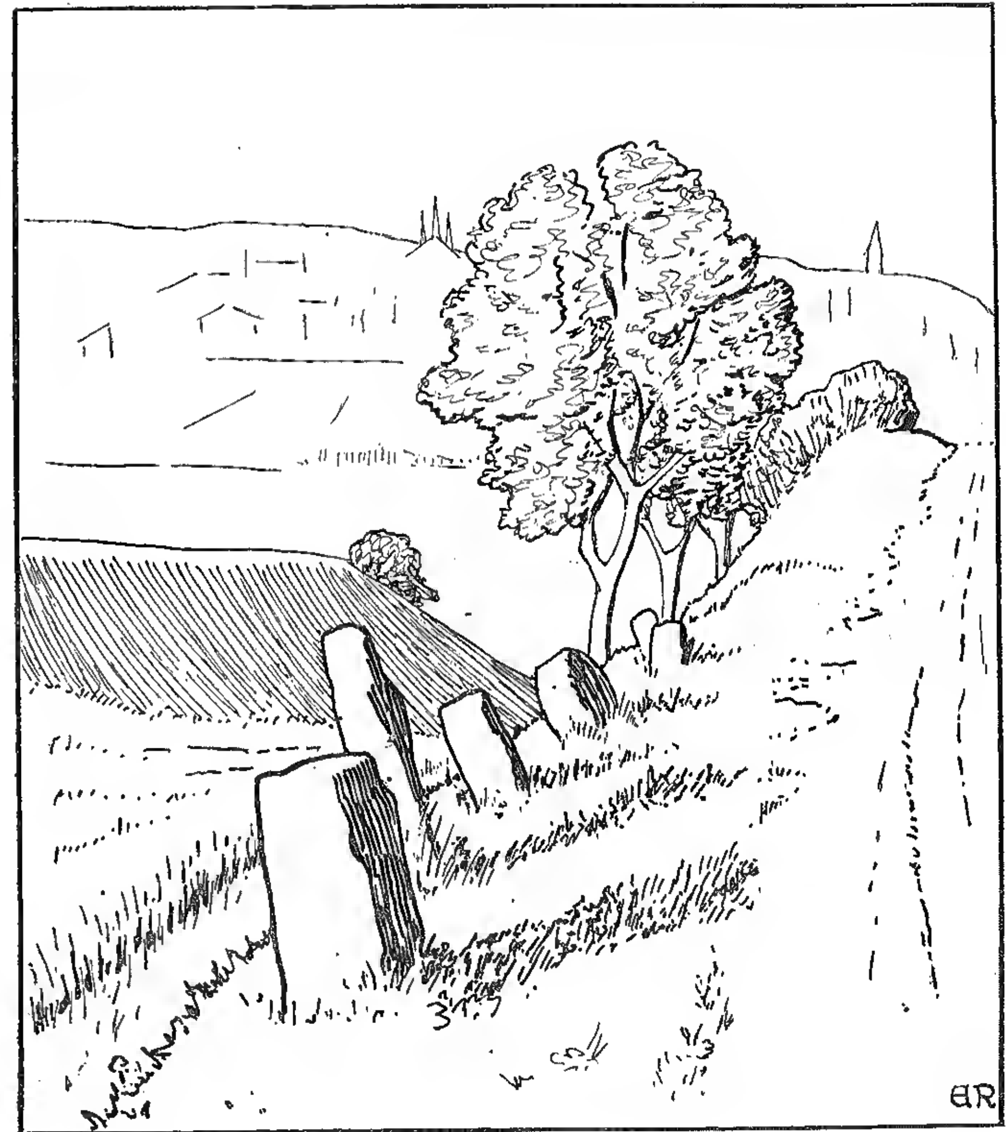


Abb. 1

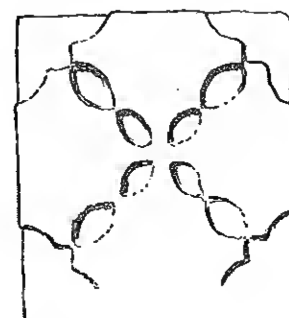
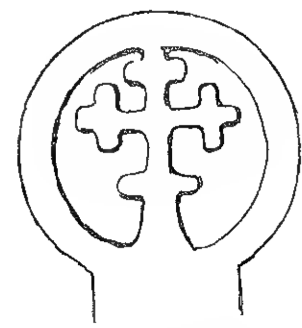
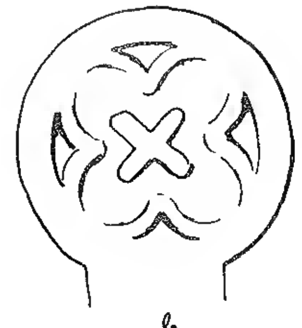


Abb. 2



a



b

Steinkreuze bei Nordhausen

Schmiedeeiserne Beschläge auf Kirchentüren in Mitteldeutschland

Von Dr. Albert Schröder, Leipzig

Einen höchst eigenartigen Schmuck einer größeren Anzahl von Türen mitteldeutscher Kirchen bildet ein schmiedeeisernes Bandwerk. Obwohl dieses zunächst die Funktion zu erfüllen scheint, der Tür die erforderliche Stabilität zu geben, ist doch die Form der ornamentalen Anordnung der Eisenbänder s o gegeben und auch das Hinzutreten figürlicher Einzelheiten läßt erkennen, daß dem Ganzen ein tieferer Sinn innewohnen muß.

Das künstlerisch bedeutendste Beispiel ist die ehemalige Tür der Kirche zu Wahren bei Leipzig, heute in den Sammlungen der Deutschen Gesellschaft in Leipzig[1]. Doppelte Eisenbänder, zwischen denen kleine Bogenornamente stehen, umrahmen rundbogig das Mittelfeld der Tür, deren oberen Teil geschmiedete Blattpflanzen ausfüllen, darunter befinden sich zwei Querstreifen mit Ornamenten und Figuren. Links unten ist eine primitive Darstellung des Fegefeuers: ein bärtiger Teufel trägt eine Seele auf der Schulter davon, während ein affenartiges Ungeheuer die Seele beißt; ragende Spitzen sollen offenbar die Flammen der Hölle darstellen. Im Felde darüber steigt die geläuterte Seele in Gestalt eines schreitenden Mannes zum Himmel empor. Blattornamente füllen auch hier die Fläche aus. Das nächst vergleichbare Beispiel ist die ehemalige Tür der Kirche zu Beiersdorf bei Grimma, jetzt auf dem Rittergut Seelingstädt[2]. Zwischen den waagerechten Flachstäben ist allerhand aus Eisen geschmiedetes Getier verstreut: Vögel, Schlangen, Fische und Vögel; es handelt sich also um eine Versinnbildlichung der vier Elemente. Und damit dürften überhaupt die geistigen Quellen charakterisiert sein, aus denen diese Art der Schmuckform hervorgegangen ist. Sie stehen auf der Grenze mythologisch-religiöser Vorstellung; die letztere ist noch durchaus gestaltet unter dem Eindruck eines den geheimnisvollen Urkräften der Natur zugewandten Kultus, während in der ersteren sich bereits eine im Geistigen verwurzelte Erkenntnis Bahn gebrochen hat, die um die tieferen Probleme des menschlichen Daseins weiß. Charakteristisch bleibt, daß die Wahrener Tür in dieser Beziehung in unserem Gebiete nicht nur die einzige ist, sondern auch der Inhalt ihrer Darstellungen klar den Ausdruck primitiver religiöser Vorstellungen zu erkennen gibt. Für die zweite Art lassen sich daher noch mehrere Beispiele anführen, wie etwa die Tür in Alsen, Kr. Kalbe, deren Beschlagteile in Tierköpfe enden[3], desgleichen bei der Tür in Steudnitz i. Thür.[4] und derjenigen in Alt-Penig. Reicher ausgestattet ist die Tür in Eisdorf, Kr. Merseburg. Vierfüßige Tiere, z. B. Hirsche, beleben die Fläche, während die an den Enden gespaltenen und ankerartig auseinander gebogenen Hauptschienen selbst wieder in Tierköpfe auslaufen[5].

Daneben finden wir eine größere Gruppe, bei der das zwischen den beiden horizontalen Eisenschienen angebrachte schmiedeeiserne Bandwerk in Form und Anordnung vollkommen zum Ornament geworden ist. Es genügt, auf einige Beispiele hinzuweisen: Donndorf, Kr. Eckartsberga[6], Grethen bei Grimma[7], Hösgen bei Grimma[8], Kleinbardau bei Grimma[9], Kornhochheim i. Thür., Thierbach bei Pausa[10], St. Martinskirche in Thossen

[1] Bau- und Kunstd. Kgr. Sachsen, Heft 16, 1894, S. 137/39. Mitteil. der Deutschen Gesellschaft, 11. Bd., 3. Heft, Leipzig 1920, S. 10, Taf. V. H. Lüer, Geschichte der Metallkunst, Stuttgart 1904, S. 32, Fig. 27.
[2] Bau- u. Kunstd. Kgr. Sachsen, Heft 19/20, 1897, S. 8, Fig. 6. Lüer, a. a. O., S. 3.
[3] Lüer, a. a. O., S. 4/5. [4] Lüer, a. a. O., S. 3. [5] Lüer, a. a. O., S. 3.
[6] Bau- u. Kunstd. Prov. Sachs., 1883, S. 25, Fig. 14.
[7] Bau- u. Kunstd. Kgr. Sachs., Heft 19/20, 1897, S. 77, Fig. 99.
[8] Ebenda, S. 132, Fig. 175. [9] Ebenda, S. 142. [10] Ebenda, Heft 11, 1888, S. 84.

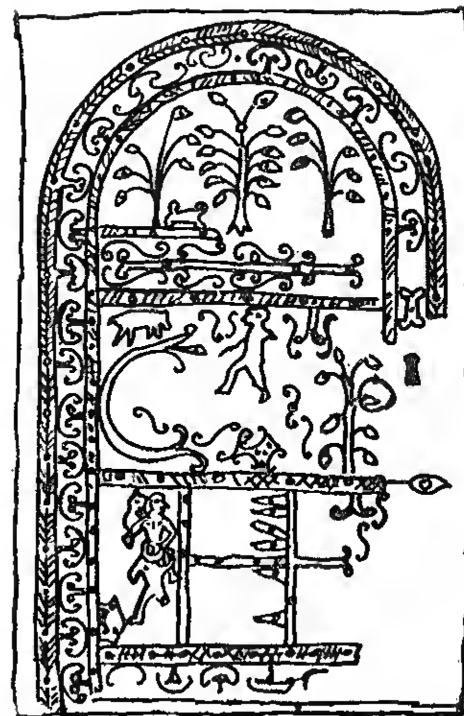


Abb. 1. Ehemalige Kirchentür in Wahren; jetzt in den Sammlungen der Deutschen Gesellschaft in Leipzig

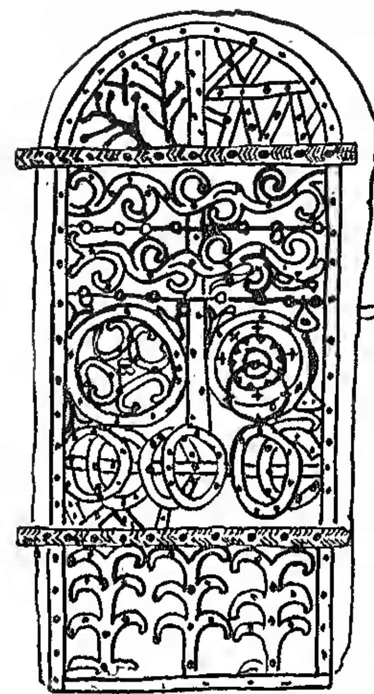


Abb. 2. Kirchentür aus Moheda in Småland. Nord. Museum, Stockholm

bei Plauen[11], die sehr reich verzierte Tür in Waldkirchen bei Auerbach[12] und die ähnlich ausgestattete Tür in Zwätzen, Bez. Jena[13].

Der Inhalt der Darstellungen und die besondere Art der technischen Behandlung des Eisens — Fischgräten- und Kreuzbandmuster mit Mittelrippe, die mit dem Meißel aufgeschlagen werden —, lassen die Frage nach weiteren Zusammenhängen aufwerfen. Die charakterisierte Verzierungsart war eine „Eigentümlichkeit der Schmiede des nördlichen Europa; in den skandinavischen Ländern wurde sie schon zu Ende des ersten Jahrtausends bis ins 16. und 17. Jahrhundert geübt. Dänen haben die Motive auch nach England gebracht"[14]. Der Weg führt also nach Schweden und Norwegen, in jene Gebiete nordischer Geisteswelt, deren Wurzeln sich berühren mit germanischer Erlebnisvorstellung und formaler Gestaltung. Gleichsam Stationen auf dem Wege dorthin sind einige Türen in Brandenburg: Friedersdorf bei Dobrilugk, Mittenwalde und Gransee bei Ruppin[15]. Und dann finden wir diese Türen in größerer Zahl in den nordischen Ländern; das Nordische Museum in Stockholm bewahrt mehrere Beispiele[16]. Meistens handelt es sich

[11] Ebenda, S. 87.
[12] Ebenda, Heft 9, 1888, S. 12, Fig. 3. Lüer, a. a. O., S. 32.
[13] Bau- u. Kunstd. Thür. I, S. 237. Lüer, a. a. O., S. 32.
Die Beschläge an der Tür in Zwätzen erinnern an gleichartige in Süddeutschland, Franken weist einige aus dieser Frühzeit auf. Die Verbindung nach der Gotik bilden für das hier in Frage stehende Gebiet beispielsweise die Türen von Theuma bei Plauen oder Wolteritz bei Delitzsch.
[14] Lüer, a. a. O., S. 7.
[15] Bau- u. Kunstd. Brandenburg, S. 202. Deutsche Volksk., Bd. Brandenb., Abb. 225, 226.
[16] Vgl. H. Hildebrand u. Chr. Eichhorn in: Minnen från Nordiska Museet. Stockholm. Es handelt sich vor allem um die Türen aus Skirö, Moheda und Hvetlanda in Småland. (Das Nordische Museum in Stockholm, 1888, S. 9, Abb. 3).

auch hier um ornamentales Eisenwerk, das zum großen Teil in der obengenannten Weise verziert ist; W. Anderson bietet dazu noch eine wertvolle Ergänzung mit der Tür aus Värsas in Västergötland[17], die außer ornamentalen Eisenbändern eine größere Anzahl von Tieren, Menschengestalten und Fabelwesen aufweist. Wir haben also hier in gewissem Sinne eine Synthese der Inhalte von den bildlichen Darstellungen auf den Türen von Wahren und Beiersdorf, wobei die aus einem, den geheimnisvollen Kräften der Naturgewalten zugewandten Kultus erwachsene, imaginäre Vorstellungswelt der nordischen Völker einzumünden scheint in eine tiefere geistige und seelische Erkenntnis.

Einen aufschlußreichen Beitrag über die schwedischen Arbeiten liefert Axel L. Romdahl[18]. Er geht aus von der am Haupteingang der Rogslösakirche in Östergotland befindlichen Tür und zieht einige eisenbeschlagene Kisten von Voxtorp, Rydaholm und Ryßby in die Betrachtung ein. Romdahl erkennt stilistische Beziehungen zu den Bronzetüren in Mittel-

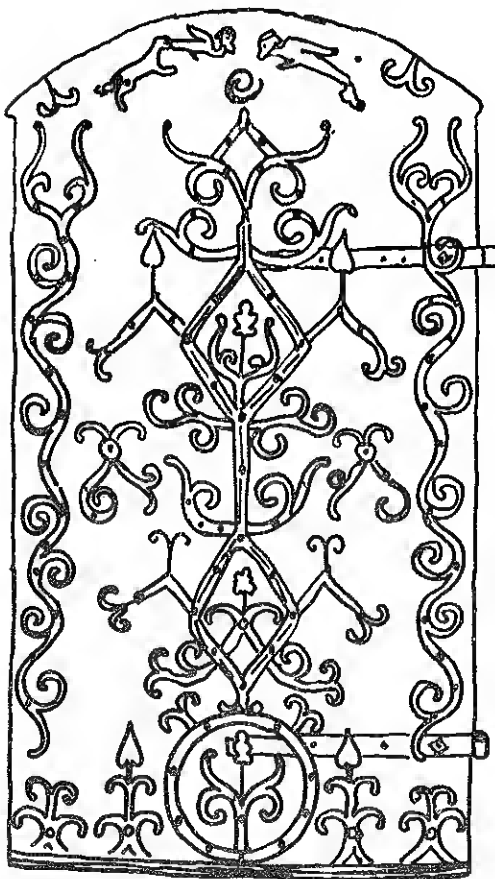


Abb. 3. Kirchentür aus Skirö in Småland. Nord. Museum, Stockholm

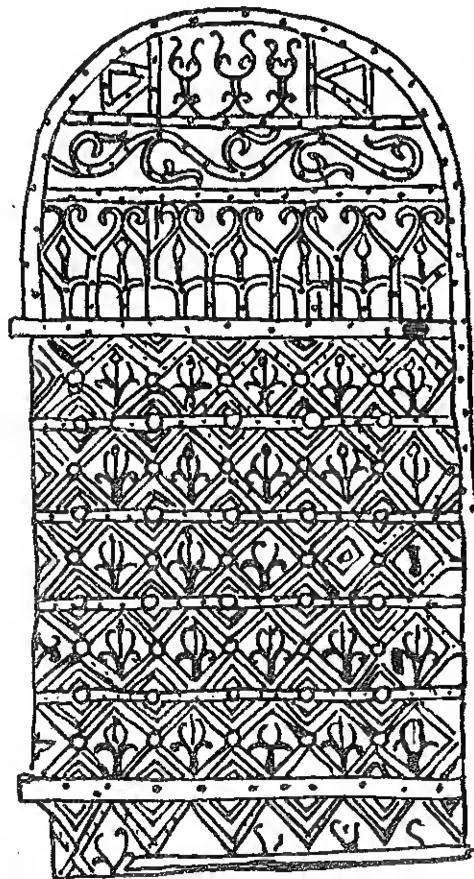


Abb. 4. Kirchentür aus Huetlanda in Småland. Nord. Museum, Stockholm

[17] Vgl. W. Anderson, Die altnordische Kunst in: Die nordische Welt 1934, Abb. 27.

[18] Axel L. Romdahl, Die Rögslösatür und eine Gruppe romanischer Schmiedearbeiten in den alten Götalandschaften in: Fornvännen, Stockholm 1914, S. 231 ff. Dort ist nicht genannt die im Staatl. Histor. Museum zu Stockholm befindliche Tür aus Vånga, Östergötland (vgl. H. Hildebrand in: Månadsblad, Stockholm 1872, S. 107 ff.). Als Beispiel von der Insel Malmö sei verwiesen auf die Tür von Röke (vgl. Äldere Kyrkliga Konst i Skane. Ausstellungskatalog Malmö 1914, Fig. 23). Für die Tür von Väversunda vgl. ferner: Medeltidsminnen från Östergötland, Stockholm 1906, Fig. 9.

und Südeuropa, z. B. zu der St.-Zeno-Tür in Verona. Eine weitere Gruppe kann durch die Signatur dem Meister Asmund zugeschrieben werden; es handelt sich um die Türen folgender Kirchen: Väversunda in Östergötland, Ströja auf Visingsö und Versås in Wästergötland. Außerdem ist auf eine weitere, teilweise von der erstgenannten abhängigen Gruppe hinzuweisen, zu der die Türen gehören von Götlunda in Wästergötland, ferner von Högby, Härberga, Skönberga, Bjälbo, Fornåsa, Rifinge und Ask in Östergötland und Edåsa in Wästergötland. Diese letzteren zeigen nun schon eine Verflachung im Kompositionellen und Formalen; erst die Zeit der Gotik bringt einen verjüngenden Einfluß, wofür als Beispiel die Tür von Östra Skrukeby in Östergötland genannt sei. Bezüglich der Datierung kommt Romdahl zu dem Ergebnis, daß die Tür von Rogslösa um die Mitte des 12. Jahrhunderts entstanden ist, Meister Asmund in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts tätig war und die weiteren Beispiele sich bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts verteilen; der Hersteller wird im westlichen Östergötland vermutet.

Nicht unwesentlich ist es, noch einen Blick auf die Deutung des Inhaltlichen der Schmiedeeisenarbeiten zu werfen. In Rogslösa ist zu oberst ein Hirsch dargestellt, verfolgt von einem auf einer Lura blasenden Jäger, ferner ein Falke und einige Hunde, darunter einige Bäume, eine Frauenfigur mit einem Zweig in der Hand, eine Schlange, eine Teufelsfigur eine Frau mißhandelnd und schließlich der Erzengel Gabriel auf einem Drachen stehend. Wir haben also eine Verbindung von Darstellungen der täglichen Beschäftigungen der damaligen Menschen mit dem Versuch, auch das zum Ausdruck zu bringen, was sie in ihrer tieferen geistigen Erkenntnis bewegt, denn mit den Bäumen soll der Lebensbaum verdeutlicht sein, und auch der Sündenfall kommt zur Darstellung. In den vier oberen Figuren der Tür zu Versås sieht Romdahl Adam und Eva mit Gottvater und dem Teufel zur Seite. Das in geistig-religiöser Beziehung aufschlußreichste Beispiel bietet die Tür von Väversunda, in deren oberem Abschluß die Kreuzigungsgruppe erscheint in der Form, wie sie uns aus der weiteren darstellenden Kunst dieser Zeit bekannt ist. So erkennen wir in diesen, größtenteils aus dem 12. Jahrhundert stammenden Eisenbeschlägen eine Ausdrucksform der geistigen, in gewissem Sinne auch religiösen Erlebniswelt unserer Vorfahren, die gleichzeitig die Brücke schlägt zu jenen nordischen Völkern, die auch germanischen Blutes sind. Erste Zeugnisse einer beginnenden Christianisierung scheinen sich in ihnen auszusprechen, obwohl noch manches im Banne altgermanischer Naturmythologie steht.

Der Burghof in Oesterholz

Von W. Teudt

Die Aufdeckung eines vorgeschichtlichen, einst gewaltigen Befestigungswerkes unter den jetzigen Wällen des Gutshofes in Oesterholz im August d. J. durch Professor Reinerth, den Leiter des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte, und damit der Gutshof Oesterholz selbst hat die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gezogen. Die Grabungen und Untersuchungen an und in dem 32 Morgen großen Grundstück sind noch nicht beendet und das hoffentlich möglich werdende Endurteil über Erbauer und Alter der Befestigung und über die Bedeutung des Platzes vor und nach Entstehung des Sandmauerwerkes kann noch nicht gefällt werden. Über die Grabung wird Professor Reinerth selbst auch in dieser Zeitschrift berichten. Ich meinerseits möchte den Wunsch vieler Leser nach Unterrichtung über die Verhältnisse des Gutshofes und die Fragen, die ihn jetzt noch umschweben, erfüllen und in Rücksicht auf die Nichtkenner meines Buches „Germanische Heiligtümer" dabei auch einleitend in kurzer Zusammenfassung einige Vorfragen berühren.

Die Oesterholzer Mark mit ihrem Gutshof („Haus Oesterholz", später Gierken) macht die Ostecke des weiten flachen Heidegebietes der Senne aus, deren ganzer an den Hang des Teutoburger Waldes heranreichender Nordostrand eines der bedeutendsten Hünengräberfelder Deutschlands ist. Die großen Hügelgräber stammen aus der Bronze- und ältesten Eisenzeit, und sind z. T. noch älter.

Hier hat der Besiedlungseifer nach dem Weltkriege eingesetzt, zum Kummer der Natur- und Altertumsfreunde, die mit der Naturschönheit und Einsamkeit auch die Hünengräber noch mehr dahinschwinden sehen. Durch Mittelalter und neuere Zeit waren nur zwei Höfe und drei Kotten (Arbeiterstätten) in Oesterholz vorhanden.

Eine Wanderung zu den Gräberfeldern ließ mich 1924 300 m abseits der „Fürstenallee" den wie ein ansehnliches Waldstück aussehenden, wenig bekannten Gutshof sozusagen „entdecken", der im Schatten seiner damals noch vorhandenen alten Eichen und Buchen sein Geheimnis verbarg. Der freundliche Besitzer, der den gegen Kriegsende gekauften, verwahrlosten Hof zu einem Sommersitz umwandelte, hatte bereits eine hübsche Schrift mit Aquarellen über den Hof und seine Geschichte in der neueren Zeit zusammengestellt und befaßte sich auch — vergeblich — mit der Frage, was wohl der mit Wällen und Mauerwerk umfriedete alte Platz bei seiner ersten Anlage bedeutet haben möge; ob Bauernhof, Herrensitz, Försterei, gewerblicher Platz, Fluchtburg oder Kloster, nichts wollte stimmen. Der Besitzer klagte, daß Personal aus der Umgebung nicht zu erhalten sei wegen des Verrufs und der Spukgeschichten, die mehrfach auch an mich herangetreten sind.

Die in der Folgezeit gesammelte ansehnliche Zahl urkundlicher Nachrichten führten unter vorsichtiger Zuhilfenahme logischer (denkrichtiger) Schlüsse zu einem fast lückenlosen Bilde der mittelalterlichen Gutshofgeschichte bis zurück in die Zeit Ludwigs des Frommen.

Gesichert ist die Tatsache, daß der Gutshof im Mittelalter Paderborner Lehen war. Eine Nachricht von 1002 besagt, daß eine Nonne des Klosters Geseke namens Oda ihr Erbgut in Oesterholz an Paderborn verschenkte. Da es, wie gesagt, in Oesterholz außer den drei Kötterstätten nur zwei Höfe gab, von denen die spätere gräfliche Meierei lehnsfrei war, so kann es sich bei dem Geschenk wiederum nur um unseren Gutshof gehandelt haben. Paderborn verlehnte ihn an die Familie Schwarz in Braunenbruch bei Detmold; man ist nicht sicher, wann es geschah, aber in dem Lehnsbrief vom Jahre 1482 heißt es bei der Verlehnung „wie schon immer". Da Schwarz einen Meier auf den Hof setzte, hieß er von da ab durch lange Zeiten bis zum Verkauf an die lippischen Grafen 1493 darüber hinaus „Schwarzmeiershof". Die geistliche Hand über dem Hofe ist unleugbar und bedeutsam. — Eine sehr bestimmt ausgesprochene Nachricht des als unzuverlässig geltenden, aber besten Kenners der Corveyer Klosterbibliothek vor ihrem fünfmaligen (!) Brande im Dreißigjährigen Kriege, betrifft einen testamentarischen, aus der Zeit zwischen 826 und 852 stammenden Anspruch Corveys auf die Oesterholzer Besitzung Bevos, eines Sohnes des Herzogs Elbert; nur unser Gutshof kann gemeint sein. Gleichgültig, ob der Anspruch erschwindelt ist oder nicht, jedenfalls sind Beziehungen, die zwischen dem Gutshof und dem weit entfernten Corvey bestanden, höchst beachtlich im Blick auf die Hethi-Angelegenheit, auf die wir unten zurückkommen werden.

Zu den umgebenden G r ä b e r f e l d e r n ist noch zu sagen, daß die östlich bis an die große Straße gelegenen noch kartenmäßig nachzuweisen, aber im Acker verschwunden sind. 1200 m südöstlich ist die von Gräbern durchsetzte Schwedenschanze. Ebensoweit südwestlich das große Gräberfeld „Auf der Horst". Von da an sind die Gräber über den West- und Nordbogen bis zum Forsthaus Nassesand, im Nordosten z. T. nahe an den Gutshof herankommend, verstreut. Während der Dampfpflug über die südliche, 150 m

bis an den Gutshof heranreichende Heide ging, war ich 1926 Zeuge, als Schwanold einige späteisenzeitliche Gräber (ohne Beigaben) öffnete.

Wenn sich eine vorgeschichtliche Burg so auffällig in ein dem Volke geheiligtes vorgeschichtliches Gräbergebiet einschiebt, so muß eine unserer Fragestellungen dahin gehen, ob nicht ein innerer Zusammenhang zwischen beiden gefunden werden kann. Dabei darf auch nicht achtlos beiseite geschoben werden, daß in einer Aufzählung lippischer „Antiquitäten" durch Wasserbach 1650 zu lesen ist: „fanum Ostarae deae prope Osterholt (ein Heiligtum der Göttin Ostera nahe bei Oesterholz). Es sind merkwürdige Genossen in Wissenschaft und Kirche, die wie Verbündete erscheinen, um den Osterabegriff der germanischen Mythologie, ja auch den Namen auszumerzen, und es ist ihnen außer beim Osterfeste nahezu gelungen. Eine protestantische Realenzyklopädie, die 13 000 Seiten zählt, verweist im Stichwörterverzeichnis auf „Passah".

Wenn die geschichtlichen und sonstigen Nachforschungen sich überaus dankbar erweisen, und ein allmähliches Eindringen in das Geheimnis des Gutshofes erwarten ließen, so hielten sich die Grabungsversuche in ganz unzulänglichen Grenzen. Der zu einer gründlichen Spatenuntersuchung des Gutshofes nötige geldliche Aufwand wurde von Dr. Stieren, Münster, auf 4000—5000 RM. geschätzt. Bei der kühlen Einstellung der damaligen Behörden zur germanischen Vorgeschichte im allgemeinen und wegen der Ablehnung des Ergebnisses meiner Externsteinuntersuchung seitens der in Detmold politisch und wissenschaftlich maßgeblichen Kreise im besonderen, war an die Aufbringung einer solchen Summe für Oesterholz nicht zu denken. Der verstorbene Landespfleger, Schulrat Schwanold, der mir damals freundlich half, mußte sich mit vier kleinen Einschnitten in die Wälle begnügen. Aus ihnen ergab sich wenigstens, daß unter der jetzigen Form noch ein älterer Zustand der Wälle vorhanden war, und daß der westliche Teil derselben von einem Spitzgraben begleitet gewesen ist, so daß der Gedanke an ein römisches Kastell auftauchte. Er mußte jedoch aus mehreren anderen widersprechenden Gründen wieder aufgegeben werden. Schuchhardt hat damals auf Grund einer kurzen Oberflächenbesichtigung, von der wir erst nachträglich erfuhren, das Alter der Wälle auf das Jahrhundert des Dreißigjährigen Krieges angegeben, und Dr. Altfeld hat noch im Frühjahr 1935 geglaubt, als gesichertes Ergebnis seiner eingehenden archivalischen Forschungen noch jüngeres Alter der Umhegung feststellen zu können, während Reinerth wenige Monate später ihre v o r g e s c h i c h t l i c h e Entstehung in unwiderleglicher Weise nachwies!

Der Irrtum, den alle übrigen an der Sache beteiligten Forscher und Sachverständigen mit mir geteilt haben, durch den es möglich wurde, daß das Katasterbild des Hofgrundrisses fast zur Hälfte sich als unbrauchbar für die a s t r o n o m i s c h e Berechnung erweisen konnte, ist ganz anderer Art, als Altfelds Irrtum. Er bestand darin, daß angenommen wurde, die ursprüngliche Linienführung der Umhegung sei durch die Mauern ohne Wall ebenso gewährleistet, wie durch die Wälle. Auch noch zu Beginn der jetzigen Grabung ist diese Möglichkeit nicht bedacht oder wenigstens nicht zur Sprache gekommen.

Die Frage nach der Linienführung der einzelnen Seiten der als sechseckig erscheinenden Umhegung hatte 1927 von der astronomischen Seite her eine besondere Bedeutung bekommen, die die übrigen auffälligen Eigenschaften des Gutshofes unverdienterweise in den Hintergrund drängte. Meine Beobachtung, daß zwei der Richtungen himmelskundlich gewertet werden könnten, war eine mehr zufällige, wenn auch durch die frischen, später restlos bestätigten Externsteinerfahrungen angeregt. Die Verhandlungen mit meinen Beratern im astronomischen Recheninstitut der Universität Berlin haben zu der Feststellung geführt, daß die übrigen vier Linien eine zeitlich zusammenstimmende Gruppe von Fixsternazimuten mit mythologischer Bedeutung bildeten. Daraus ergab sich dann nach eingehenden Erwägungen des Für und Wider das bekannte Gutachten

betreffend die astronomische Bedeutung des Gutshofes. Seine theoretisch-wissenschaftlich richtige Grundlage ist seither unangetastet geblieben und schließlich von dem Direktor der Leipziger Sternwarte noch weiter ausgebaut worden.

Wenngleich die durch Professor Reinerth vorgenommene Ausgrabung noch nicht ihren völligen Abschluß gefunden hat, so sind doch infolge des erwähnten Irrtums durch die Grabung Veränderungen des Grundrisses auf der Ostseite festgestellt worden, die es unwahrscheinlich machen, daß die erforderlichen erneuten astronomischen Untersuchungen zu einem gleich eindrucksvollen Ergebnis führen werden.

Wenn daher die astronomische Seite des Gutshofproblems, die bisher die Aufmerksamkeit in so hohem Maße auf sich gezogen und auch geholfen hat, das Thema „Germanische Astronomie" lebendig zu machen, nunmehr zurückgestellt wird, so ist es erforderlich, dem positiven Ergebnis der Reinerthschen Grabung um so größere Beachtung zuzuwenden.

Die Ergrabung eines Befestigungswerkes in der Bauart der Wälle oder Mauern mit Holzkonstruktion, wie sie als vorgeschichtlich von der Wissenschaft bei zahlreichen germanischen oder keltischen Burgen in Deutschland festgestellt sind, gelegen in dieser vorgeschichtlich so hochbedeutsamen Gegend in der Oesterholzer Mark, ist ein Erfolg von so erheblicher Bedeutung, daß die Weiterforschung auf den Plan gerufen wird.

Von Wichtigkeit für die Aussichten der Weiterforschung in der Oesterholzer Mark ist das noch nicht veröffentlichte Ergebnis der Reinerthschen Grabung in dem als alte Kampfspielbahn erkannte Langelau und der dazu herangezogenen Pollenanalyse. Beide Untersuchungen haben die vorgeschichtliche Entstehung des Langelauwalles (zwischen 200 und 600) festgestellt. Zu wesentlich gleichem vielleicht noch erheblich weiter zurückgreifendem Ergebnis und zur Übereinstimmung mit Dr. Ostendorf (vgl. „Germanien", 1934, Heft 6) gelangten die neusten geologischen Untersuchungen durch Dr. v. Hünen.

Das Oesterholzer Grabungsergebnis führt zu Schlußfolgerungen und Erwägungen, die ich nunmehr in folgenden Sätzen zusammenfassen will.

Alle Erwägungen, geschichtlichen Nachforschungen und Einwände, die sich auf eine Entstehung des Gutshofes erst in geschichtlicher, christlicher Zeit bezogen, sind endgültig erledigt.

Die auf guten Gründen (u. a. auf den Oberflächen- oder Streufunden bis zur Steinzeit) beruhende Überzeugung von einem sehr hohen Alter des Hofes als Betätigungsplatz unserer Vorfahren haben eine überaus starke Stütze erhalten.

Die geschichtlichen Nachrichten, die uns den Hof schon in frühster christlicher Zeit als klösterliches Eigentum erkennen lassen, weckten schon immer die Frage nach den Ursachen des kirchlichen Interesses, sowie des Wettbewerbs zwischen Paderborn und Corvey um den Besitz dieses Hofes; sie fordern jetzt im erhöhten Maße weitere Nachforschungen z. B. auch im Sinne meiner Hypothese, daß der Gutshof zwischen 815 und 822 der Schauplatz der Gründung des 822 nach Corvey verlegten Klosters „Hethi" gewesen sei.

Die mannigfachen auf militärischer Begutachtung beruhenden Zweifel, daß aus rein kriegerischen Gründen an diesem Platz ein Befestigungswerk für Angriff oder Verteidigung oder gar eine „Fluchtburg" gelegt sein könne, erheben sich erneut und werden durch Einzelheiten des Grabungsergebnisses eher verstärkt als beseitigt. Hierhin rechne ich den durch die Grabung aufgedeckten Eckturm zwischen Seite IV und V mit großer Grundfläche, und zwar nicht nur deswegen, weil auffälligerweise an den anderen Ecken kein Turm gefunden ist, sondern weil er wegen der Bauart (Sand in Holz- und Torfwandung) nicht hoch gewesen sein kann und vielleicht nur eine niedrige Plattform war, vor allem aber, weil er zu weit ins Innere der Befestigung zurückgezogen war, um seine wichtigste militärische Aufgabe, nämlich die Flankierung erfüllen zu können, denn seine Wandung war stärker als das Überragen über die Mauerlinie.

Ob die schwachen Gräben im Ernstfalle ausreichende Dienste leisten konnten, und warum die Anlage den sumpfigsten Teil des Hofgeländes nicht außerhalb der Mauern ließ, wo er einen wertvollen Dienst leisten konnte, — alle derartigen Fragen dürfen nicht unbeachtet bleiben; aber eine ablehnende oder ausweichende Beantwortung würde ohne Einfluß sein auf die Richtigkeit des Satzes, daß den Alten ein kriegsgemäß erbautes, ja auch unnötig gewaltiges Wehrwerk zur Umhegung von Kultstätten nicht unpassend oder zu gut erschienen ist. Es dürfte kaum noch jemand geben, der den ursprünglichen Kultcharakter z. B. der Wittekindsburg, der Milseburg oder der Herlingsburg leugnete.

Jedenfalls kommen hier die in meinem Artikel „Die germanischen Burgen" („Germanien", 1934, Heft 7) dargelegten Gründe und Bedenken in Betracht, die gegen die übliche Einschätzung der im alten Germanien sich findenden Ringwälle und sonstigen Wallburgen als bloße Befestigungen gerichtet sind und statt dessen der Mehrzahl die urtümliche, meist dauernd überwiegende Eigenschaft als umhegte, mehr oder weniger stark befestigte Kultstätten zuweisen. Es sind Kultburgen, die oft auch ohne ernstliche Rücksicht auf eine feindliche Belagerung erbaut wurden und in schwerer Not noch nicht einmal eine Zuflucht bieten konnten, wie später die Wehrkirchen.

Schließlich kommt beim Oesterholzer befestigten Hof noch ein Gesichtspunkt in Betracht, dessen Bedeutung zwar von manchem nicht empfunden werden wird, weil seine Berechtigung überhaupt nicht materiell erweisbar ist. Aber für viele andere sind solche psychologischen (seelenkundlichen) Unwägbarkeiten erst recht von Bedeutung. Das ist die Lage des Hofes in einer Umgebung von Ahnengräbern, die ihn einst rings umschlossen. Diese Lage läßt eine rein kriegerische Aufgabe als unmöglich erscheinen, wenn an germanischen Ursprung gedacht wird, was bei Kulturwerken auf germanischem Boden bis zum Gegenbeweise die Regel sein muß.

Die Annahme eines mit erheblichem Zeitaufwande für die Dauer geschaffenen Römerlagers jedoch stößt nicht nur nach meiner Kenntnis der Römerkriege auf ihre Unvereinbarkeit mit den jeweiligen Aufgaben der Feldherren, sondern wird auch von dem Gewicht des nachstehenden militärischen Gutachtens betroffen.

Wenn aber die Sachsenkriege (also fast 800 Jahre später!) als Erbauungszeit auch noch in Erwägung gezogen werden, so würde es sich nach Lage der Dinge in der ganzen Regierungszeit Karls ausschließlich um den Bau einer Zwingburg oder den Umbau einer schon vorhandenen Kultburg zu einer Zwingburg handeln zwecks Unterdrückung der Zusammenkünfte des Volkes an den festlichen Stätten des Ahnen- und Gottesdienstes zwischen Dedingerheide im Süden, Gudenslau, Langelau, Königslau im Norden und Nordwesten und den Externsteinen 7 km nordöstlich. Aber es liegt bis jetzt kein Grund vor, die überlieferte Annahme beiseite zu schieben, daß die von Karl erbaute Burg sich in Lippspringe, und zwar an der Stelle befand, wo sich über der mit reichlichem Wasser strömenden Hauptlippequelle eine mächtige Burgruine unbekannten Ursprungs erhebt. Es wäre ein hochverdienstliches Werk, mit den Mitteln unserer neuzeitlichen Ausgrabungskunst endlich Licht in das Dunkel der Entstehungsgeschichte dieser Lippspringer Ruine zu bringen.

Über die Wahl des Platzes des Oesterholzer Gutshofes zu einer rein kriegerischem Zwecke dienenden Festung haben zu Anfang meiner Untersuchungen zwei dazu besonders befähigte militärische Sachverständige das nachfolgende Gutachten ausgestellt, zu dem später der Festungsbauer General Haenichen in den wesentlichen Punkten bestätigend sich äußerte. Das Gutachten lautet:

Detmold, den 29. Mai 1927

„Nach Besichtigung der Anlagen bei Haus Gierken komme ich zu folgendem Urteil in militärischer Beziehung: Zu rein militärischen Zwecken ist die Umwallung der 32 Mor-

gen Land offenbar ursprünglich nicht angelegt worden. Sie wird von Vorgelände überhöht, mit Ausnahme der Front, die sumpfigen Boden zeigt. Eine Festungsanlage an dieser Stelle beherrschte überdies weder den Gebirgsübergang der Gauseköte, noch den Übergang von Kohlstädt. Weshalb sollte man sonst in diese Gegend eine so starke Besatzungstruppe von 500 bis 600 Mann legen, wie die Verteidigung von 1150 m Länge es erforderte? Dem steht nicht entgegen, daß die ausgeführten Grabungen an zwei Fronten einen Spitzgraben nach römischer Art vor dem Wall erkennen lassen sollen. Römische Truppen können vorhandene Wallanlagen zu vorübergehendem Aufenthalt ausgenutzt und nach ihrer Art militärisch-technisch vervollständigt haben. In dem umschlossenen Raume befinden sich einige Quellen und ein langgestrecktes offenes Wasserbecken, das als Viehtränke Verwendung finden kann. Wenn Haus Gierken in unruhigen Zeiten als Schutzburg zur Aufnahme der umwohnenden Bevölkerung mit ihrem Vieh dienen sollte, so mußte es sich schon um eine Bevölkerung von mindestens 1500 bis 1800 Menschen handeln, um die nötigen Verteidiger zu stellen; eine Bevölkerung, die in der näheren Umgebung nach unserer Kenntnis in historischer Zeit schwerlich gewesen ist. Daß der Hof aber nicht als Fluchtburg angelegt sein wird, ist bereits erkennbar gemacht. Unter militärischem Gesichtspunkt bildet die Veranlassung der ganzen Anlage ein Rätsel, mögen wir dabei eine Zeitperiode ins Auge fassen, welche wir wollen.

gez. Schröder	gez. Wittenstein
Oberstleutnant a. D.	Oberstleutnant a. D.

Es ist nicht zu vermeiden, daß die Ansichten über die militärische Bedeutung des Gutshofes auseinandergehen. Aber ich möchte durch den Abdruck des Gutachtens verhindern, daß die Frage ohne weiteres im Sinne eines reinen Befestigungswerkes als erledigt angesehen wird. Ein Befestigungswerk, bei dessen Bau man weniger an den Kampf mit einen andringenden Feinde gedacht hat, als an eine möglichst stattliche und eindrucksvolle Umhegung eines geweihten Platzes zur Ehre der Gottheit und zur Aufrechterhaltung der Ordnung und der heiligen Scheu vor dem Unerforschlichen, können wir „Kultburg" nennen. Der Kultburggedanke ist nicht neu, sondern ist von allen Burgenforschern in besonders eindrücklichen Fällen zum Ausdruck gebracht, meist unter Betonung der negativen Seite, also des Mangels an kriegerischer Brauchbarkeit. Aber der Kultburggedanke hat weder in der Wissenschaft ausreichende Beachtung gefunden, noch ist die Volksmeinung von den Ringwällen und Burgen durch ihn irgendwie beeinflußt. Nach wie vor wird bei jedem alten Ringwall und jeder Wallmauer nur an Kampf und Kriegsgeschrei gedacht, und nicht an die Scharen der Wallfahrer, die zum Heiligtum ziehen. Die Bedeutung des Kultburggedankens für die Germanenkunde, besonders für unser Wissen von dem Einfluß, den der religiöse Glaube auf das Leben, auf das praktische und ideale Tun und Lassen ausübte, ist unverkennbar, und das hohe völkische Interesse an einer Klärung dieses ganzen Fragenkreises, an dem sämtliche vorgeschichtlichen Wissenszweige beteiligt sind, kann gar nicht überschätzt werden.

Die unwillkürlichen Voraussetzungen und die willkürlichen Fragenstellungen, mit denen ein Forscher an eine Einzelaufgabe herantritt — unvermeidlich und berechtigter Weise, — bilden den Grundzug einer wissenschaftlichen Untersuchung und üben ihren Einfluß auf deren Art und Gang.

Nachdem seit Reinerths Grabungsergebnis die Erforschung des Oesterholzer Gutshofes ganz auf die Burgenfrage eingestellt ist, d. h. ohne Ablenkung nach der astronomischen Seite hin, ist es unser aller Hoffnung, daß die mit völkischem Grundzuge nach den bewährten Grundsätzen deutscher Wissenschaft fortzuführenden Untersuchungen fortschreitende Klärung bringen werden.

Vorzeit im Brauchtum

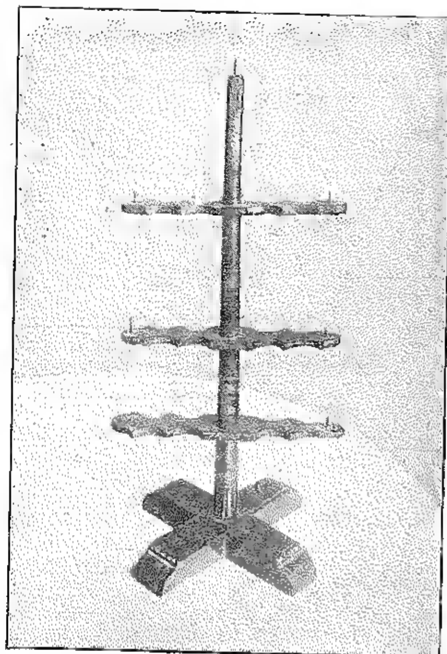
Der Weihnachtsbaum in Glauben und Brauch heißt ein Büchlein, das Otto Lauffer als Band I für die Sammlung „Hort deutscher Volkskunde" veröffentlicht hat (Schriften des Bundes für deutsche Volkskunde. Berlin und Leipzig 1934: W. de Gruyter & Co. 54 S. mit 8 Abb. auf Tafeln. Kl.-8° [F.] Pappb. 1.20 RM.).

Das schmuck ausgestattete Bändchen ist außerordentlich klar geschrieben und zeigt einleuchtend, wie nach der Forschung der strengen Volkskunde allmählich die Sitte des stehenden, lichtergeschmückten Tannenbaumes aufgekommen ist und sich verbreitet hat. Zunächst gibt es keine Möglichkeit, eine ursprüngliche Einwirkung auf die Ausgestaltung des Weihnachtsbaumes von seiten der Kirche nachzuweisen. Der Versuch etwa, ihn vom Paradiesbaum abzuleiten, ist als völlig abwegig zurückzuweisen. Die Kirche hat den Weihnachtsbaum vielmehr zunächst abgelehnt und auch sehr richtig „Aberglauben", also Reste des Eigenglaubens vermutet. „Den richtigen Ausgangspunkt ... gewinnt man erst dann, wenn man sich an den aus germanischen Überlieferungen entstandenen Gauben der Mittwinterzeit erinnert."

Die Anfänge des Tannenbaumes sind im Vorstellungskreis der sog. Zwölften zu suchen, also der Zeit, die mit der Nacht vor dem 25. Jul—Dezember beginnt und mit dem Dreikönigstag (6. Hartung—Januar) aufhört. In dieser Zeit nun, wo die Sonne, das segenspendende Licht am tiefsten steht, am wenigsten Kraft hat, haben die Mächte der Finsternis am meisten Gewalt und treiben ihr Unwesen. Vor ihnen müssen Haus und Hof, Menschen und Vieh geschützt werden. Mannigfache Mittel, dem Unsegen zu wehren und den Segen zu fördern, verwendet noch heute das bäuerliche Brauchtum. Zwei sind es besonders, die mehr und mehr an Bedeutung gewonnen haben: das winterliche Grün und das Licht. Ursprünglich war ihre Wertung landschaftlich verschieden, bis sich beide zu der Einheit zusammenfanden, dem lichtergeschmückten Tannenbaum, die wir heute als Sinnbild deutscher Weihnacht und als Sinnbild des Deutschtums jenseits der Grenzen kennen. „Da, wo die Entwicklung in erster Linie vom Wintergrün ausging (vornehmlich im Südwesten), führte sie zum Weihnachtsreis, dann zum Schmuckbaum und endlich zum Lichterbaum. Im Osten und im Norden aber knüpft die Formgestaltung zunächst an den Gebrauch des Lichtes, und sie führt dann noch zum Weihnachtsleuchter, zur Lichterkrone und endlich zur — mehr oder minder mit Grünzweigen geschmückten — Lichterpyramide." Die Einheit, der Weihnachtsbaum, wurde dann vom Volke her, nicht von der Kirche, zu der Geschichte von Christi Geburt in Beziehung gesetzt. Erst dann vollzog die Kirche die Aufnahme, und „entscheidend war, daß ein neuer, vom ganzen Volke erfaßbarer gedanklicher Nährboden gewonnen wurde, auf dem der Gebrauch des Weihnachtsbaumes sich jetzt voll entfalten konnte."

Das ist in kurzen Zügen der Aufbau des aufschlußreichen Bändchens. Auf die zahlreichen Belege für die Bräuche, die mit den verschiedensten Arten des Wintergrüns verbunden sind, auf den Rauchsegen, auf die Verwendung der Lichter, auf die Geschichte des eigentlichen Weihnachtsbaumes können wir nicht eingehen. Nur das soll noch bemerkt werden: die Gesamtdarstellung konnte nur entstehen durch die richtige Verwendung von sehr vielen Einzelzügen, und mancher Leser mag sich noch an einen solchen erinnern, der zur weiteren Aufhellung dienlich ist. — Eine grundsätzliche Frage mag noch kurz gestreift werden! Der Verfasser geht bei der Behandlung des Wintergrüns und der Lichter wesentlich aus von der Bedeutung dieser beiden Elemente als Abwehrmittel gegen die feindlichen Mächte der Finsternis. Das ist sozusagen etwas Negatives. Ob nicht auch das Positive zu berücksichtigen wäre? Das Licht als Sinnbild des Guten, und das Wintergrün als Sinnbild des Lebens, wie der Weltenbaum, der Lebensbaum, der „wintergrünste der Bäume" ist. S.

Der Siebenstern in Bevensen. Otto Siegfried Reuter sagt in seinem Buch: „Das Rätsel der Edda und der arische Urglaube": „Im Saterlande und im Jeverlande ist um Neujahr bis zum Tage der Heiligen Drei Könige, also in den Heiligen Zwölften, den



Weihenächten, zu der Zeit, da die Götter bei den Menschen einkehren, das Wandern mit dem ‚Saebenstern' gebräuchlich. Um Weihnachten kehrt der alte liebe Gott bei den Menschen ein. Wodans Sternbild ist dieses Siebengestirn, der Wagen, Himmelswagen."

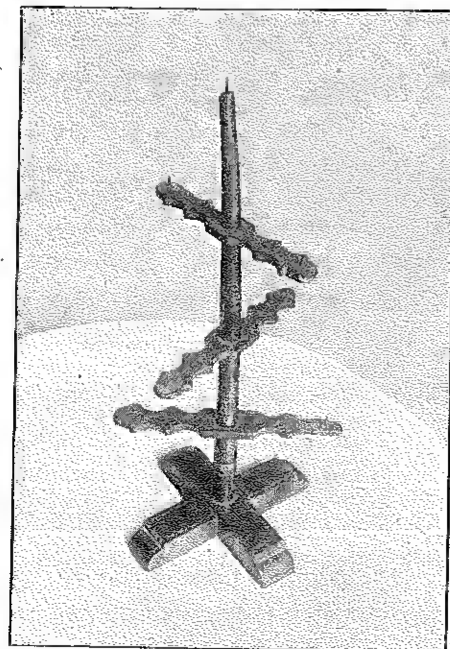
Nun ist auch hier in der Lüneburger Heide zu Bevensen am Weihnachtsfest der Siebenstern, ein hölzerner Leuchter mit sieben Lichtern, im Gebrauch, und zwar im Frühgottesdienst um 6 Uhr morgens am ersten Festtag. Da sieht man dann in der dunklen Morgenfrühe die Kirchgänger zur Kirche wallen, alle mit dem brennenden Siebenstern in der Hand. Alle andere Beleuchtung im Gotteshause ist abgestellt, aber von den Hunderten von Siebensternen entfaltet sich ein wundervolles ergreifendes Leuchten in dem großen Raum und erfüllt symbolisch die Seelen mit dem Lichte des Heilbringers.

Nachforschungen haben ergeben, daß diese Sitte nicht von alters her geübt ist. In der Mitte vorigen Jahrhunderts habe der hiesige zweite Pastor von den Kirchenvorstehern auf Kosten der Kirchengemeinde um Beleuchtung der Kirche in diesem Gottesdienst gebeten, sei aber abschlägig beschieden. Da sei er zu allen Bürgern ins Haus gegangen und habe sie gebeten, ihren Siebenstern mitzubringen und die sieben Lichter anzuzünden. Von da an sei diese Sitte in Gebrauch gekommen, welche die Gemeinde, groß und klein, mit großer Freude bis heute ausübt. Es muß nach dieser Erzählung also bei den Bürgern, wer weiß wie lange schon, in den Häusern dieser Siebenstern Verwendung gefunden haben.

Die beifolgenden Bilder zeigen die Form dieses Siebensterns. Es sind die Photographien von dem ältesten hiesigen und einzigen noch vorhandenen Leuchter. Im Laufe der Zeit hat leider ein Drechsler diese alte Form verändert, die Lichtträger rund gedrechselt und den Fuß als runde Scheibe darunter gesetzt. An der alten Form im Bilde aber erkennt man am Ende der flachen, brettigen Form der Lichtträger das dreiteilige Kleeblatt. Auf diesen Brettchen steht sehr bezeichnend eine E- oder Ehe-Rune ᛉ, neues Leben, Wintersonnenwende, und der Leuchter gründet in einem Fuß in Kreuzesform, alles braun mit Goldzeichnung der Rune.

In dieser Kreuzform des Fußes steht nun ein konischer Stamm. Die drei Brettchen, die am Ende in einer kleinen Holzschale die Lichter tragen, sind durchlocht und übereinander in Abständen auf den Stamm geschoben. Ein Licht steht auch auf der Spitze des Stammes. Wenn man diese drei Brettchen nun so dreht, daß sie genau übereinanderstehen, so hat man vor sich das Bild des alten germanischen Weltenbaumes mit seinen Ästen.

Natürlich müssen bei Gebrauch in der Kirche diese lichttragenden Brettchen anders gedreht werden, so daß sie nicht übereinanderstehen. Dann bilden ganz von oben gesehen diese sieben Flammen eine besondere Figur, so: ⁚⁛⁚, das Licht auf der Spitze in der Mitte, darum herum die andern sechs. Es entsteht also gewissermaßen eine Nord-Südlinie, eine Nordost-Südwestlinie und eine Nordwest-Südostlinie, die Hagalrune ⚹. Die Nordsüdlinie stellt die Auf- und Nieder-Bewegungslinie der Sonne im Lauf des Jahres dar, die beiden andern Linienendpunkte die Sonnenaufgangs- und -untergangspunkte im Sommer und im Winter. Und in der Mitte steht das Auge Gottes, das von da aus die ganze Welt überblickt.



Schultz, Pastor i. R., Bevensen.

Die Volkskunde als Hilfsmittel zur Deutung der schwedischen Felsbilder. Die schwedischen Felsbilder sind verschiedentlich schon zum Gegenstande von Untersuchungen gemacht worden, um ihren Sinngehalt zu deuten. Wir nennen nur Almgren[1] (s. „Germanien" 1935, S. 26), Schneider[2] (s. „Germanien" 1934, S. 380) und W. Schultz[3]. Es bleiben aber noch Aufgaben genug zu lösen. Neue Versuche unternimmt W. Gaerte[4], bei denen insbesondere die Volkskunde (und Völkerkunde) herangezogen wird. Über den einen „Urnordische Hochzeit im Schiff" wollen wir kurz berichten. Almgren hat schon darauf hingewiesen, daß im Mittelpunkt des Bildvorwurfs ein Liebespaar (Nr. 7 und 8 unserer Abbildung) stehe; die Beziehung der übrigen Personen zu ihm hat er nicht weiter erörtert. Diese Aufgabe hat sich Gaerte gestellt. Die neun Nebenpersonen — Männer — halten etwas in die Luft, es mögen Schwerter oder Stöcke (Nr. 1, 2, 4, 6, 9), Hämmer oder Äxte (Nr. 3 und 5) oder Keulen (Nr. 10 und 11) sein. Um dieses seltsame Gebaren zu deuten, zieht Gaerte Hochzeitsbräuche heran, wie sie heute noch in Deutschland[5] und in anderen europäischen Ländern hier und da üblich sind und wie sie gelegentlich heute wieder aufleben. Dabei spielen namentlich die Schwerter eine Rolle: in Estland halten der Hochzeitsmarschall, der Bräutigamsvater und der Bräutigam ihre Schwerter über dem Haupte der Braut und gehen dreimal um sie herum.

In Schwaben, Baden, Mittelfranken schützen die Brautführer die Braut mit gezogenen Säbeln. Der Sinn dieses Brauches ist der Schutz der Hochzeit vor bösen Mächten (der übrigens auch auf andere Weise erfolgen kann; sehr viele Hochzeitsbräuche lassen sich auf dieses Schutzbestreben zurückführen). Den gleichen Sinn hat die Verwendung der Streitaxt, an deren Stelle heute das Beil getreten ist. Auch wenn man die Geräte in der Felszeichnung als Stöcke und Keulen auffaßt, ändert das nichts an der Deutung, denn der Waffencharakter bleibt bestehen und aus den heutigen Volksbräuchen lassen sich Gleichläufigkeiten nachweisen.



Bleibt noch der Hammer. Auch dieser wird noch heute als wirksames Abwehrmittel verwandt. Andrerseits zeigt sich bei ihm sehr deutlich die „andere Seite" (wie so häufig in Volksbräuchen): er ist nicht allein ein Mittel, böse Mächte abzuwehren, sondern ist ebenso ein Gegenstand, die Kraft der guten Mächte zu verpflichten. Meines Erachtens wird dies Positive dem Negativen (Abwehr des Bösen) zuliebe zu sehr in der Volkskunde vernachlässigt, und ein unerwünschtes Ergebnis ist es dann, daß unsere Ahnen als von ständiger Gespensterfurcht erfüllt erscheinen, ohne irgendwie Glauben und Zutrauen an gütige Mächte zu haben. Es hat zwei Welten gegeben, wie etwa in der verwandten altpersischen Glaubenswelt! — Jedenfalls bleibt der Herkules Malliator, der hammerschwingende Donar, der die Fruchtbarkeit bringt, bis weit ins Mittelalter hinein lebendig. So heißt es z. B. in Frauenlobs Marienleich:

Der smit uz Oberlande (= aus dem Himmel)
warf sinen hamer in mine schoz
und worhte siben Heiligkeit.

[1] Die Felsbilder als religiöse Urkunden.
[2] Germanische Religion vor dreitausend Jahren.
[3] Die religiöse und geistige Kultur der germanischen Bronzezeit. Jahresheft der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz III, 1929.
[4] Die Bedeutung der Luren in der urgermanischen Religion. — Die altgermanische Trommel und ihre Bedeutung. Urnordische Hochzeit im Schiff. In: „Altpreußen. Vierteljahrsschrift f. Vor- u. Frühgeschichte", Jg. 1, H. 1. Königsberg 1935.
[5] Siehe auch „Die Schwerterhochzeiten" (Seltene Bräuche aus der germanischen Zeit in Franken von G. Neuner). „Germanien" 1935, S. 299.

Von den übrigen Einzelheiten des Schiffsbildes, die Gaerte noch behandelt, soll uns hier nur noch der Baum beschäftigen. Der Tracht nach ist es am ehesten eine Tanne. Ob es von Bedeutung ist, daß er die Siebenzahl darstellt dadurch, daß er sechs Äste und eine deutliche Spitze hat, mag dahingestellt bleiben. „Eine sichere Beziehung zu der Hochzeitshandlung ist auf Grund des Bildes nicht festzustellen. Allerdings darf nicht verkannt werden, daß noch heutigentags im Volksleben Bäume verschiedenster Art bei Hochzeitsbegehungen eine Rolle spielen." G. weist dann darauf hin, daß in Upland (Schweden) vor das Brauthaus junge Tannen gesetzt werden, deren Äste mit Ausnahme des Wipfels abgeschnitten sind, und führt noch weitere Beispiele an. Ich möchte noch eins hinzufügen: Im Kreis Bersenbrück besteht, wie ich auf einer Fahrt noch diesen Sommer gesehen habe, der Brauch, auf den Giebel des Bauernhauses, in dem eine Tochter sich verheiratet, eine junge Fichte oder einen Wacholder zu setzen. Beides sind wintergrüne Bäume, „Lebensbäume", und der Wacholder hat mehrere Namen, die darauf ausdrücklich Bezug nehmen. Schon im Althochdeutschen ist er als Quecholder belegt; darin steckt die gleiche Wurzel wie in Quecke (Agropyrum repens): quec = lebendig, verwandt mit dem lateinischen vivus, Im Ravensbergischen heißt er geradezu Quake. Der immergrüne Baum als Sinnbild der Lebenskraft soll auch der Ehe Leben und Fruchtbarkeit bringen.

Die Arbeit Gaertes zeigt wieder einmal, wie innig Vorgeschichte und Volkskunde zusammengehören, wie durch diese noch manche Fragen gelöst werden können. Der Brauch, den dieses Schiffsbild festgehalten hat, läßt sich in einer Überlieferung von mindestens 3000 Jahren verfolgen!

Suffert.

Die Bücherwaage

Chomton, Werner, **Heinrich der Löwe.** Mit Bildern des Verfassers. Buchausstattung von Friedrich Heinrichsen. Stuttgart 1935: K. Thienemanns Verlag. 180 Seiten. 8° (F). Ganzleinen 4,20 RM.

Romane und Erzählungen aus dem Gebiet der gesamten Geschichte sind ebenso notwendig wie wissenschaftliche Darstellungen. Diese wenden sich an den Verstand, jene rufen das Gefühl an, und, weil es elementarer ist, hat es größere Gewalt und Wirkung. Zumal die Jugend soll angepackt werden, begeistert, d. h. aus dem Geist eines geschichtlichen Ablaufs heraus ergriffen werden. Der Gestalter steht vor der besonderen Aufgabe, daß er seine Fabel nicht frei erfinden kann, der Weg ist ihm vorgezeichnet, und trotzdem muß er irgendwie zum ergreifenden menschlichen Erlebnis gelangen. Die Größe Heinrichs und die Tragik seines Lebens macht die Aufgabe leichter, ein besonderer Umstand macht sie schwieriger, insofern als mit der Darstellung Heinrichs eine „Glaubenswende" notwendig verbunden sein muß. Von allem abgesehen, was im Persönlich-Menschlichen von Spieler und Gegenspieler bedingt liegt, streiten miteinander der Reichsgedanke der Zeit, der sich im Rechte glaubt und glauben muß, für den der dänenbedrängte Norden und der slawenüberflutete Osten gering sind im Vergleich zu Rom (= Beherrschung der nun einmal vorhandenen Kirche) und der Reichsgedanke der Zukunft, der als solcher seiner selbst noch unbewußt ist und noch belastet ist mit den naturgegebenen „Schwächen" eines seiner ersten Träger. Der Kaiser Barbarossa ist verstrickt in eine Idee, ein Erbe aus der Antike, als unseliges Erbe weitergegeben von Karl dem Franken, und diese Idee mußte erst selber untergehen in Tragik, ehe eine neue wachsen konnte. Der „Abfall" Heinrichs ist die Geburtsstunde der neuen Idee, aber der letzte „Stammesherzog" kann sie nur emporführen aus einer „begrenzten" Machtpolitik heraus. Zugleich muß trotz allem merkbar genug angedeutet werden, welche Auswirkungen beide Ideen für die deutsche Geschichte gehabt haben. Das, scheint mir, ist dem Verfasser gelungen, indem er auch die Nebenfiguren geschickt verwendet, bei denen der Gestalter größere Freiheit hat (am besten der fast machiavellistische Jordan von Blankenburg). Jener Kampf der Kräfte muß hinter jeder Schilderung des Lebens Heinrichs stehen. Chomton findet für die Lebensschilderung leicht die gegebene dramatische Aufgliederung, und unter sorgfältiger Benutzung der Quellen und vorliegenden Arbeiten — die beigegebene Zeittafel gibt den geschichtlichen Ablauf genau — erzählt er es im besten Sinne spannend, nur gelegentlich etwas nachlassend, weil er nichts übergehen will. — Was die Ausstattung angeht, muß der schöne Einklang zwischen Bildern, Buchschmuck und Satz hervorgehoben werden.

J. Friedrich.

Professor Dr. R. R. Schmidt, **Der Geist der Vorzeit.** Mit 100 Abbildungen auf 50 Tafeln und 100 Textabbildungen und Karten. 255 Seiten. Geh. 5 RM., Ganzleinen 6,50 RM. Berlin 1935, Keil-Verlag.

Der Verfasser des vorliegenden Buches ist ein Meister der Urgeschichtsforschung, der Gründer des Tübinger Instituts für Urgeschichte. Er gibt einen Überblick über die gesamte Menschheitsentwicklung vom Erwachen des Urmenschen bis zum Ausgang der Steinzeit. Eine erstaunliche Fülle von Material wird in außerordentlich lebendiger, künstlerischer Gestaltung dargeboten. Hervorragende Abbildungen sind in Fülle hinzugegeben.

Das Neue und Einzigartige an dem Werk ist, daß hier zum ersten Male der Versuch unternommen wird, die Urgeschichtsforschung mit der Seelenkunde zu verbinden. G. Neckel hat einmal hervorgehoben, daß „die heidnischen Germanen ... unberührt (waren) von Materialismus und Idealismus; denn sie bejahten unbefangen die leibseelische Wesenheit des Menschen, vorausnehmend oder vorausahnend, was Denker wie Ludwig Klages und der vor kurzem zu früh verstorbene Prinzhorn in unseren Tagen in Widerspruch zu Jahrhunderte alten geheiligten Schuldoktrinen von neuem zur Geltung bringen". R. R. Schmidt wendet die bahnbrechenden Ergebnisse der deutschen seelenkundlichen Forschung von Klages, Prinzhorn u. a. auf die Urgeschichte an. Wer die Kunst der Altsteinzeit, die urgeschichtlichen Sinnbilder verstehen will, der hat sich zur Aufgabe gesetzt, die Seele des steinzeitlichen Menschen zu verstehen, und das wird nur dem gelingen, der die seelenkundliche Forschung kennt. Die kurze Einführung „Seele und Artgedächtnis" bedeutet nicht weniger als den Entwurf einer „Seelen-Biogenese". Schmidt stellt das psycho-biogenetische Gesetz auf: „Jedes Menschenleben wiederholt bei seiner seelisch-geistigen Entwicklung die Denkformationen der menschlichen Stammesgeschichte" (S. 18). Urgeschichte ist daher „die Rückbesinnung auf die Urgesetze des Lebens. Das Zeitalter, in dem unsere Vorzeit noch ‚totes Altertum' und unsere Vorgeschichte eine vorwiegend ‚typologische' (morphologische) Wissenschaft war, ist vorüber" (S. 20).

Wenn Almgren sein bedeutendes Buch über die schwedischen Felszeichnungen einen Versuch des Archäologen nennt, die Fragen der Felszeichnungen für den Religionsforscher zurechtzulegen, so können wir das Werk R. R. Schmidts, der mit Prinzhorn befreundet war, als eine Darlegung der Urgeschichte für den Seelenforscher bezeichnen. Mit Recht nennt der Verfasser sein Buch „den ersten Versuch einer Entwicklungsgeschichte unserer Vorzeit-Psyche" (im Vorwort).

Einige seiner Leitsätze wollen wir noch anführen: „Der Bau unserer Seele ist eine Schöpfung der Vorzeit." „Der Geist der Vorzeit lebt in uns allen; in seinen Denknotwendigkeiten wurzelt unser unbewußtes Leben." „Aus der Tiefe der archaischen Seele steigt die mythische Welt, das unbegrenzte Offenbarungswissen der Menschheit. Die Erlebnisschau der Jahrtausende begründete die gültige Glaubensform, in der sich die göttliche Schöpfung offenbart." „Die archaischen Erlebnisschichten ... (bleiben) im Unbewußt-seelischen ... wirksam (dispositionsfähig)." „Das Stammesgedächtnis — unsere stammesgeschichtliche (phylogenetische) ‚Erinnerung' — wurzelt tiefer denn alle historische ‚Tradition'. Es ist die lebendige Organisation des unbewußt schaffenden ... Lebens."

Wie gesagt, führt das Buch bis zum Ausgang der Steinzeit, also bis zum Entstehen des nordeuropäischen indogermanischen Kulturkreises. Das Schwergewicht des Buches bildet die Schilderung der altsteinzeitlichen Kunst des „Urnordlandes", deren Schöpfer die Cro-Magnon-Rasse, die Urform der fälisch-nordischen Rasse ist. Die großartige Darstellung der Malerei der Kulthöhlen konnte nur ein Forscher geben, der diese nicht nur selbst besucht hat, sondern dem diese Kunst zu einem tiefen Erlebnis geworden ist.

R. R. Schmidts Buch endet da, wo Almgren beginnt. Wenn bei der Fülle des Gebotenen ein Wunsch bleibt, so ist es der, daß die Verbindungslinien von der Jungsteinzeit zur Bronzezeit eingehender aufgezeigt worden wären. Dr. Otto Huth.

Dr. Matthias Zender, **Volkssagen der Westeifel.** 372 Seiten, 6 Tafeln. Brosch. RM. 8.50, gebunden RM. 10.50.

Erfreulicherweise mehren sich jetzt wieder die volkskundlichen Veröffentlichungen, die neu gesammeltes Material bringen. Zender

hat im abgelegenen Gebiet der Westeifel über 4000 Volkssagen aufgezeichnet, von denen er in seinem Buche etwa 1300 veröffentlicht. Ein späterer Band soll Märchen und Schwänke bringen. Die Zendersche Sammlung ist längst nicht so reichhaltig an mythischen Motiven wie die Sammlung Hoffmanns aus der Nordeifel und dem Herzogtum Jülich. Das muß noch andere Gründe haben als nur den, daß Hoffmann im wesentlichen vor dem Kriege, Zender in den letzten Jahren sammelte. Die Zendersche Sammlung unterrichtet jedenfalls zuverlässig darüber, was an Sagengut heute in der Westeifel noch lebendig ist. Die große Bedeutung der Sagenüberlieferung für die Germanenkunde, die leider bisher nur wenige erkannt haben, ist eben erst durch die ergebnisreichen Forschungen von Otto Höfler erneut dargetan worden. O. H.

A. Clemens Schoener, **Germanen und andere früheuropäische Namen nordischer Stämme.** J. C. B. Mohr. Tübingen 1934. RM. 2.—.

Im Vorwort weist der Verfasser darauf hin, daß ganze Forschergeschlechter sich um die Aufhellung des Gesamtnamens Germanen sowie der zahlreichen germanischen Stammes- und Völkernamen bemüht haben, ohne daß die geleistete Arbeit zu einem befriedigenden Ergebnis geführt habe. Er macht infolgedessen den Versuch, von drawidischen Wurzeln aus ein neues Licht auf einen Teil der Namen fallen zu lassen. Er meint, der Name Germane sei restlos aus keiner bekannten europäischen Sprache zu erklären, weder aus dem Germanischen, noch aus dem Keltischen, noch aus dem Lateinischen, und folgert daraus, er stelle die naive Prägung einer früheuropäischen Rasse dar. Er faßt die Germanen als die „Hellen" oder „Blonden". Den Stammesnamen der Hessen (Chatten) deutet er als die „Leute mit dem Haarwust", die Harier als die „Tätowierten", die Alemannen als die „Leute am Flusse Leman (Lech), die Bataver als „die Leute am geteilten Wasser" (Niederrhein und Waal), die salischen Franken als „die Leute an der Sala (Zuidersee), die Sigambrer als „die Sieganwohner", die Ampsivarier als „die Emsanwohner", die Wandaler als die „Leute am großen Wasser", die Goten als „die Siedler an den Haff-Zuflüssen" (Pregel, Passarge, Nogat, Weichsel und Rheda), die Bastarnen als „die Leute am starken Zufluß vom Waldgebirge" (Moldau, Sereth, Pruth usw.). Auch den Landschaftsnamen Bessarabien bezieht Schoener auf den Sinn: „Wasserzufluß vom Waldgebirge". Die angeführten Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, daß der Verfasser zur Entschleierung alter dunkler Namen und Zusammenhänge sein Hauptaugenmerk dem Gebiet der Gewässernamen zugewendet hat, indem er als Sprachquelle das Drawidische heranzieht. Darin liegt aber auch die große Schwierigkeit für jeden, der nicht indogermanischer Sprachforscher von Fach ist, Schoeners Ableitungen auf ihre Stichhaltigkeit hin zu prüfen. Eine kurze Darstellung, wie der Verfasser sich die Völkerverschiebungen der europäischen Frühzeit vorstellt, um seine Annahmen zu begründen, wäre nicht nur erwünscht, sondern für weitere Leserkreise erforderlich gewesen. Ein paar kurze Hinweise, wie der auf die Bandkeramiker, genügen dazu nicht.

E. W.

Albert Huyskens, **Rheinische Familienkunde.** Rheinisches Volkstum, Heft 5. Düsseldorf, Schwann 1935. 86 S., 1,60 RM.

Dies erstaunlich reichhaltige Heft bringt eine vollständige Einleitung in die Familienkunde und ist daher, wenn es auch immer auf rheinische Verhältnisse und Quellen besonders eingeht, für den Familienforscher überhaupt von großem Nutzen.

O. H.

Zeitschriftenschau

Zur Bodenkultur der Germanen

W. von Stokar, **Zur Urgeschichte des Flachses.** „Mannus." 27. Jahrgang, Heft 1/2, 1935. Wie so vieles sollte auch der Lein aus dem Süden oder Osten bei uns eingeführt sein. Um 3300 v. Chr. kennt man Flachsspuren aus Ägypten, ähnlich alte, sonst aber nur aus dem nordischen Gebiet. Jetzt hat es sich erwiesen, daß es sich um ganz verschiedene Arten handelt, von denen die unsere gerade im mittel- und nordeuropäischen Gebiet sehr früh gezüchtet und verarbeitet worden ist. Um 900 v. Chr. ist der Lein in Griechenland noch unbe-

kannt, um 550 v. Chr. noch in Sizilien. Auch später noch bezogen die Griechen die feinen Leinengewebe aus Kolchis und Thrazien, wie die Römer von den Germanen. Noch in nachchristlicher Zeit wurden gotische Frauen von den Griechinnen wegen ihrer wunderbaren Leinengewebe beneidet! / J. Grüß, **Die biologischen Ergebnisse der Ausgrabungen in den bronzezeitlichen Fundstätten von Bresch und Lenzersilge.** Ebenda. Die Untersuchung der organischen Reste, die bei der Ausgrabung der bronzezeitlichen Germanendörfer Lenzersilge und Bresch durch Dr. Waldtraut Bohm gemacht wurden, hat z. T. einzigartige Ergebnisse gezeitigt. An Getreidefrüchten wurden Gerste, Einkorn, Emmerweizen und in geringen Mengen Roggen gefunden. Drei Stücke einer bröckligen, ganz verkohlten Masse erwiesen sich als Brot, das aus gesäuertem Teig gebacken ist. Es fanden sich außerdem Bohnen, Erbsen, erstmalig in Norddeutschland Linsen und Buchweizenkörner, sowie Wicke, Eicheln und Bucheckern. Außerdem konnte Honig nachgewiesen werden. Die Verfärbung der Erde an der vermuteten Schlachtstätte war durch Blutkohle verursacht. In der Gießerwerkstatt fand sich eine Metallschlacke, deren chemische Untersuchung zeigt, daß hier eisenhaltiges Moor- oder Wiesenerz mit Kupfer zusammengeschmolzen war, ein erster Vorbote der Eisenzeit! / J. Grüß, **Ein Fund von Honig in einem alemannischen Totenbaum von Oberflacht.** Ebenda. Ein Tongefäß enthielt nicht nur einen größeren Honigrest, sondern auch Spuren von Fett und von Weizenbrot. Man hat den Toten also nicht nur Obst, wie bisher bekannt, sondern auch andere Nahrungsmittel mitgegeben.

Zur Slavenfrage

Johannes Kretschmar, **Die Verkehrslage des Saale-Mulde-Gebietes in der Hermunduren- und Slavenzeit.** „Mannus." 27. Jahrg., Heft 1/2, 1935. Bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts ist das Saale-Mulde-Gebiet von Hermunduren und Warnen besiedelt und steht mit seiner hohen Kultur mitten im damaligen Weltverkehr. Nach Zerstörung des Thüringerreiches 531 findet eine starke germanische Abwanderung statt. Das Gebiet verödet. Allmählich beginnen Slaven aus der Lausitz einzuwandern, aber die Funde bleiben an Wert und Zahl gering. Die großen Handelswege führen jetzt über den Brenner an den Rhein ins Frankenreich oder — die große Wikingerstraße — vom Norden die Oder entlang über Prag. Erst die Wiedereindeutschung beendet die Ausschaltung und wirtschaftliche Verkümmerung dieses ursprünglich kerngermanischen Gebietes. / Lothar F. Zotz, **Ein slavisches Hirschhorngerät von Breslau-Oswitz.** Ebenda. Das kurzgezähnte, mit handgerechtem Stiel versehene Horngerät, zu dem einige Entsprechungen aus Ostdeutschland z. T. aus sicher slavischen Funden vorliegen, hat jetzt seine Deutung gefunden. Es diente zur Herstellung von Wellenbandverzierungen am Lehmverputz der Häuser und ist zuweilen, aus Holz gefertigt, in gleicher Verwendung noch heute in Gebrauch. / Karl H. Meyer, **Wege zur Erkenntnis der vorchristlichen Geisteskultur der Slaven.** Forschungen und Fortschritte. 11. Jahrg., Nr. 14. Ein erster Versuch, mit Hilfe des Wortschatzes der ältesten schriftlichen Denkmäler die geistige Vorstellungswelt der Altslaven zu erschließen. Hertha Schemmel.

Vom Geist germanischen Rechts „nach Bestimmungen des altschwedischen Rechtsbuches aus Westergötland" berichtet Dr. Herbert Reier in Heft 7 1935 der Monatsschrift **„Der Norden"** (Wilh. Limpert-Verlag, Dresden/Berlin): Erwerb des Ackerlandes, Befriedung der Feldflur, Gehege, Allmende und Grenze; Sippe, Sippengenosse und die Pflichten der Ehe im germanischen Bauern- und Volksstaat, ehe dessen Leben durch den mittelalterlichen Lehnsstaat erstickt wurde.

Die Blätter „vom Leben und Dichten", **Sturm und Stille** (Herausgeber Karl Cajka, Wien), schlossen an ihre Gorch Fock-Folge im Ernting eine Nordland-Folge im Gilbhart an. Es ist wichtig, darauf hinzuweisen, wie hier von Wien aus die nordische Bewegung aus Blutsverbundenheit heraus gefördert und völkisches Bewußtsein geweckt wird.

Drei Dinge haben wir betont, als wir auf die Zeitschrift **Das Bild**[1] hinwiesen: den Versuch, in jedem Heft das Kunstschaffen eines besonderen Landschaftsraumes darzustellen, die bewußte Betrachtung von Gegenständen aus der deutschen Vor- und Frühzeit als Kunstwerke (nicht als kulturgeschichtliche „Altertümer") und die hervorragende Ausstattung (Druck, Papier und Bilder) der Hefte bei mäßigem Preise. — Die Hefte, die den Jahrgang 1934 abschließen, und die neuen Hefte des Jahrgangs 1935, lösen vollkommen das Versprechen ein, mit dem das Unternehmen begonnen wurde. Leider können wir in

[1] Das Bild. Monatsschrift für das Deutsche Kunstschaffen in Vergangenheit und Gegenwart. Herausgeber: Deutsche Kunstgesellschaft Karlsruhe. Verlag C. F. Müller, Karlsruhe i. B. Vierteljährlich 3 RM.

„Germanien" nur einzelnes aufzählen aus dem Gebiet, das uns besonders nahe liegt, und können über die anderen Beiträge, die das Mittelalter und die Neuzeit behandeln, nur sagen: wie oft sprechen uns die wiedergegebenen Werke unmittelbar an, daß wir sogleich fühlen (und man es uns nicht erst zu beweisen braucht): das ist deutsch! —

In einem Aufsatz von Dr. W. *Schleiermacher* über die „Kunst der Bronzezeit im Norden" (H. 10/1934) wird sehr richtig darauf hingewiesen, daß wir uns häufig noch kein rechtes Bild machen von der Umgebung der Menschen, die für ihre wichtigsten Geräte die Bronze als Werkstoff benutzten. „Metallischen Glanz statt der mehr oder minder beliebten grünen Oxydschicht müssen wir uns auch an den Bronzen unserer Museen denken, wenn wir uns an ihnen ein Bild der Vorzeit machen wollen." Zum Metallglanz gehört die Farbe, wie sie in Volkstracht und volkstümlichen Gerät sich noch heute erhalten hat. Der Boden vermochte die Farbe nicht zu bewahren, aber wir dürfen wohl in etwa zurückschließen aus der Schilderung der Farbenfreudigkeit, wie sie in den homerischen Gesängen für die ausgehende Bronzezeit des Südens sich zeigt. Der Norden, dessen Sänger für uns stumm geworden sind, hat sicher ebenso Freude an der Farbe besessen, „hat man doch erst kürzlich wieder im purpurnen Farbstoff der Malve eines der Färbemittel erkannt, welche in der Bronzezeit bei uns angewendet worden sind". — An diesen Aufsatz schließt sich glücklich an: Dr. Herbert *Rode*, „*Auf den Spuren germanischer Kleiderverzierung*". Es zeigt sich die auffallende Tatsache, daß vornehmlich in Niedersachsen auf kirchlichen Ausstattungsstücken neben religiösen Darstellungen geradlinige Muster auftreten, die nichts mit der Kirche zu tun haben, aber ihre nächsten Parallelen in der „heidnischen" germanischen Kunst finden. Im Vordergrund steht das *Hakenkreuz* (Abbildungen: Antependium aus dem Landesmuseum Hannover, Pluviale aus Hildesheim im Viktoria- und Albert-Museum (London), Leinenstickerei aus der Wiesenkirche in Soest). Es handelt sich bei diesen Leinenarbeiten um Stücke häuslichen Kunstfleißes, und die Frau war hier Trägerin einer Überlieferung, die weit bis in germanische Vorzeiten zurückreicht. Vergleichsbeispiele finden wir in der germanischen Ornamentik. Germanische Gewänder sind leider nur in geringen Resten erhalten, aber wir dürfen den Rückschluß wagen, daß auch sie in gleicher Weise verziert gewesen sind. —

Mit einem nach Gestaltung und Werkstoff andersartigen Gebiet macht uns der Beitrag von Prof. H. A. *Bühler* bekannt („Frühgermanische Kunst"). Ein Tierkopf aus dem Osebergschiff und das außerordentlich schöne und reiche Tor der Kirche von Vang (Norwegen) zeigen die meisterhafte Beherrschung des Holzes und sinnbildlich in unendlicher Verflechtung des Weltenbaumes die Gotteswelt.

Da das Nebelungheft 1934 der Mark gewidmet ist, wird auch der Stoff des Beitrages, der Vorgeschichtliches behandelt, dieser Landschaft entnommen, *Ein germanisches Urnenfeld* (Friedhof in der Feldmark des Dorfes Kuhbier) *in der Ostprignitz*" (R. v. *Uslar*). Der Verfasser versteht auch diesmal wieder an einem Beispiel, das zunächst etwas willkürlich aus der Gesamtmenge vorgeschichtlicher Funde der Mark ausgewählt erscheint, sehr fein zu zeigen, „welche neuen Fragen ein derartiger Fund an den Forscher stellt, und welch reizvolle Gesichtspunkte daraus, zu dem geschichtlichen Hintergrund und zu der geistigen Verfassung, aus denen jene Erzeugnisse germanischen Kunstfleißes erwachsen sind, sich ergeben". Hinzugefügt sei noch, daß der kleine Aufsatz im besten Sinne volkstümlich gehalten ist.

In der „*Märkischen Backsteingotik*" von Frz. *Langheinrich* werden gewisse Gedanken angedeutet, die sich beim Lesen der Betrachtung Prof. Erich *Jungs*, „*Vom Deutschen Turmbau*" wieder einstellen. Es gibt allerlei an den Bauten, das mit dem *Bauzweck* nicht erklärt werden und auch nicht einfach als Schmuck gedeutet werden kann. Man muß durchstoßen zu metaphysischen Grundlagen, die wiederum rassenseelisch bedingt sind. Jung zieht eine Verbindungslinie vom aufgerichteten Steinmal, vom Ahnenpfahl über die Irminsul, über den Thiodut von 1114 am Welfesholze und die Mariensäulen zum Turm. „Darin, daß die deutschen Baumeister beim kirchlichen Kultbau das Bauglied des ragenden Turmes so stark ausgebildet und besonders bevorzugt haben, drückt sich also eine uralte Vorstellung aus: daß das hochragende Mal dem Übersinnlichen, Göttlichen geweiht ist." In der Anlage der Rosenfenster, die irgendwie zusammenhängen mit den „Halbsonnen" an den niederdeutschen Holzbauten, kommt nach Jung noch ein anderer vorchristlicher Glaubensrest zum Durchbruch: die Ehrfurcht vor dem Himmelsgestirn der Sonne. S.

Vereinsnachrichten

Der erste Lehrgang der Pflegstätte für Germanenkunde (v. 29.—31. 10. 35) ist unter lebhaftem Beifall und Dank der Hörer durchgeführt worden. An seinem Beginn und Ende standen Vorträge von grundsätzlicher Bedeutung: Dir. Teudt (Fortschritte der Germanenkunde; germanische Burgen; Stätten der Osningmark); Studienrat Sauerländer-Bielefeld gab eine klare Einführung in das nordische Schrifttum, dessen Bedeutung für die Schule noch nicht voll gewürdigt werde; Studienrat Suffert hielt einen ausführlichen Vortrag (wie die meisten anderen mit Lichtbildern) über die Entstehung des Germanentums und sein Verhältnis zu den Indogermanen, mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte der Forschung. Über die Ausgrabungen an den Externsteinen berichtete Prof. Dr. Andree-Münster (s. u.). Eine richtungsweisende Ansprache von Oberstleutnant Platz schloß die drei Vortragstage ab, deren Nachmittage durch germanenkundliche Besichtigungen ausgefüllt waren.

Die vorjährigen Ergebnisse der Grabung an den Externsteinen sind in „Germanien" ausführlich veröffentlicht, so daß hier aus dem Bericht von Prof. Andree nur folgendes wiedergegeben sei: Vor der sog. Kanzel wurde 1935 eine *zweite Trockenmauer* gefunden. Sie hat nach vorn sehr schöne glatte Steine und ist nur 40 bis 50 cm breit. Dahinter finden sich einige Brocken, die nicht mit der Mauer in Verbindung stehen. Vielleicht bildete die Mauer eine Rampe für einen kleinen Platz vor Felsen 2. — Bestimmtes läßt sich nicht aussagen, auch nicht über ihr Alter, obgleich vorgeschichtliche Scherben (d. h. solche, die aus der Zeit vor dem Frankeneinfall stammen) neben der Mauer gefunden sind.

Vor dieser Trockenmauer legte man eine rundliche Steinpackung im Durchmesser von 2 m frei. Darunter glaubte man die Einfassung eines alten Brunnens, in den dann später Steine hineingeraten seien, gefunden zu haben. Es ist ein in den Boden eingearbeiteter Schacht von 2,50 m Tiefe, er endet auf dem gewachsenen stark klüftigen Sandstein, hat keine Ausfütterung von Holz oder Ton, so daß es sich nicht um einen Brunnen oder eine Zisterne handeln kann. Die Ausfüllung des Schachtes enthält andere Schichten als seine Umgebung: es sind wechsellagernd etwa 5 cm starke Sandschichten, mit Holzkohle durchsetzt und von ihr schwarz verfärbt, und Schichten von Lehm mit Sandsteinstückchen. Dieser Schichtenwechsel ist in der Umgebung nicht vorhanden. Vorgeschichtliche Scherben wurden auch hier gefunden; eine zeitliche Bestimmung ist jedoch nur höchstens insofern möglich, daß das Ausfüllen des Schachtes außerordentlich früh geschehen sein muß, denn frühmittelalterliche Scherben befanden sich nur in der alleroberstenLage. In der Umgebung dieser Trockenmauer und des Schachtes liegt ein weißer Sand mit kleinen Feuerstellen (Holzkohle in großen Mengen) und in der Regel befanden sich dabei vorgeschichtliche Scherben. Mit den Resten dieser Feuerstellen nun und teils mit Sand und Lehm ist das Schachtloch planmäßig zugeschüttet worden.

In den letzten Wochen entdeckte man auf der anderen Seite der Wiembeke, gegenüber dem Ulrichschen Hause, einen schmalen Streifen absichtlich gesetzter kleiner Sandsteine (Zweck der Steinsetzung ist noch unbekannt) von 30 m Länge, und etwa 10 m dahinter, im Eichwald, Reste von mehreren Wällen, und zwar, wie es bisher erscheint, in der Regel 2—3 zueinandergehörende. Sie verlaufen mehr oder weniger gebogen und ziehen sich bis zum Kinderheim hin. Hoffentlich wird sich noch ihr genauer Verlauf feststellen lassen. Ob sie überhaupt mit den Externsteinen in Verbindung gestanden haben, kann jetzt natürlich noch nicht gesagt werden, ebenso wie ihr Zweck noch unklar ist. Die Wiembeke floß früher am Steilabhang des Bärensteines, bog bei der alten Holzhäuser Straße auf die Ecke von Felsen 1 zu und von dort wieder um. Die Wälle scheinen nahe an dem früheren Lauf der Wiembeke aufzuhören. Holzkonstruktionen sind bei den Wällen, meist an den Außenseiten, deutlich zu erkennen.

Die Ortsgruppen des Industriegebietes **Essen, Düsseldorf, Gelsenkirchen, Hagen** und **Dortmund** veranstalteten unter der Führung von Studienrat Ricken am 13. Gilbhart abermals eine größere gemeinsame Besichtigungsfahrt, und zwar in das in frühgeschichtlicher Zeit heißumstrittene Gebiet am Niederrhein. Museumsdirektor Dr.

Stampfuß-Duisburg hatte es übernommen, die Teilnehmer durch die Wallburg in Hünxe — einer großartigen Ringwallanlage — und das von ihm in fast zehnjähriger Arbeit erforschte Gräberfeld im Diersforter Wald zu führen. 1921 ist hier ein bronzezeitlicher „Friedhof" aufgefunden. Viele hundert Grabhügel sind heute noch festzustellen. — Im Beowulflied haben wir ein frühes Schriftzeugnis für die Bestattungsweise der bronzezeitlichen Germanen und die feierliche Verbrennung und Grablegung. Dr. Stampfuß gab an Hand dieser Überlieferung ein anschauliches Bild vom Totenkult unserer Ahnen. Wichtig ist, daß die Ausgrabungen im Diersforter Gräberfeld zum ersten Male den Nachweis des urgermanischen Charakters des niederrheinischen Siedlungsraumes erbracht haben, während bisher die rheinischen Funde mehr oder minder deutlich und umfangreich keltische Herkunft aufwiesen. Die Ausdehnung der Germanen, die bekanntlich vom heutigen Schleswig-Holstein ihren Ausgang nahm, hat um 1000 bis 800 vor Zw. das hiesige Gebiet erreicht, nachdem um 1200 die Schranken von Teutoburger Wald und Wesergebirge überschritten waren. Die zu dem Gräberfeld gehörige Siedlung scheint sich in den fruchtbaren Rheinniederungen nach Westen zu befunden zu haben. — Nach der Mittagspause in Xanten erfolgte die Besichtigung des Amphitheaters der Colonia Trajana unter Führung des wissenschaftlichen Leiters der dortigen Ausgrabungen, Dr. von Petrikovits. Er gab einen Überblick über die Ausgrabungen an dieser Stätte, die nicht allein der Erforschung der römischen Besiedlung auf dem Boden der Siegfriedstadt Xanten, sondern auch der germanischen dienen. Für die Germanenforschung wichtig erwies sich eine Siedlung, die durch einen Zufall zwischen „Leege Mühle" und der sog. „Pißley", dem Rest eines alten Rheinarmes, angeschnitten wurde. Sie gehört zeitlich in die frühe römische Besiedlung des Landes, muß aber aus verschiedenen Gründen mit hoher Wahrscheinlichkeit als der Verwaltungsmittelpunkt der germanischen Cugerner angesehen werden, die als ein Teil der Sugambrer in diese Gegenden an das linke Rheinufer versetzt wurden. Die Holz- und Fachwerkbauten liegen in mehreren Kulturschichten übereinander und sind bei den Grabungen scharf zu trennen. Die ältesten Siedlungsspuren reichen nach Ausweis der mitgefundenen römischen Keramik in die Zeit des römischen Kaisers Tiberius (14—37 n. Zw.) zurück. Die Bauten zeigen außer reiner Holzbautechnik auch Ziegelstopfung des Fundamentes. Der Siedlungsbereich dieses germanischen Vorortes der Colonia Trajana scheint ziemlich ausgedehnt zu sein. Die erfolgversprechenden Grabungen sollen fortgesetzt werden. Ihre Bedeutung liegt darin, daß die Hoffnung besteht, hier Spuren germanischer Siedlung am linken Niederrhein verfolgen zu können. — Anschließend wurden noch die Grabungen in der Krypta des Domes besichtigt. Ein angeregtes Zusammensein mit Begrüßung durch den Bürgermeister und Bericht von Dir. S. Müller über die Bremer Tagung schloß die schöngelungene Fahrt ab.

Berichtigung! Die Rufnummer unserer Detmolder Kanzlei, Hitlerdamm 12, ist Nr. 3264 (nicht 3246!).

Fr. german. Vorgeschichte.

Der Mensch soll sich nicht begnügen mit einem gedachten Gott; wenn der Gedanke vergeht, so vergeht auch der Gott, sondern man soll haben einen wesenhaften Gott, der weit über den Gedanken des Menschen und über allem Vergänglichen ist. Der Gott vergeht nicht, der Mensch kehre sich denn willentlich ab.

Meister Ekkehart

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Studienrat O. Suffert, Detmold, Hermannstr. 11; für den Anzeigenteil H. Lottner, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin AG., Leipzig. Printed in Germany. D. A. III. Vj. 1935 3200. Pl. Nr. 2.

9.12.1935

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1935 Januar Heft 1

Aus dem Inhalt:



Verlag von K. F. Koehler, Leipzig

»Germanien«, Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens
Zeitschrift der „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold“, Bandelstr. 7

Jährlich erscheinen 12 Monatshefte

Bezugspreis vierteljährlich RM 3.— einschließlich Zustellgebühr. Einzelheft RM 1.20

Postscheckkonto Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Leipzig, Postscheckkonto Leipzig Nr. 4234

Bezugsart. Die Monatshefte können durch jede Postanstalt, durch den Buchhandel oder vom Verlag bezogen werden

Beschwerden wegen Ausbleiben der Hefte sind immer zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag K. F. Koehler in Leipzig C 1, Postfach 81

Manuskripte sind an die Hauptschriftleitung: Studienrat O. Suffert, Detmold, Hermannst. 11, zu senden. Für unverlangt eingehende Beiträge wird keinerlei Haftung übernommen.

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden. Ausführliche Besprechungen erfolgen in der Gruppe „Die Bücherwaage“

Anzeigen und Beilagen werden von der Anzeigenabteilung der Monatshefte (K. F. Koehler, Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81) bis zum 15. des vorhergehenden Monats angenommen. Die Preise werden jederzeit gern mitgeteilt

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Hauptschriftleitung Detmold: Studienrat O. Suffert, Detmold, Hermannstr. 11. Verantwortlich für den Anzeigenteil G. W. Diehl, Leipzig. Verlag: K. F. Koehler, G. m. b. H., Leipzig C 1, Postfach 81, Fernsprecher 64121. Druck: Offizin Haag-Drugulin AG., Leipzig, Salomonstr. 7. D. A. IV. Vj. 1934. 3200

Inhalt des Januarheftes

Die „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e.V., Detmold“

hat den Zweck, alle Deutschen zusammenzufassen, die den Wert der Erforschung der eigenen Vorgeschichte erkannt haben. Sie verfolgt das Ziel, Wissen über die eigenen Ahnen im deutschen Volke zu verbreiten und Verständnis für seine Vorgeschichte zu erwecken. Wer diese selbstlosen Bestrebungen unterstützen will,

werde Mitglied der Vereinigung!

Jährlich in der Pfingstwoche wird eine öffentliche Tagung abgehalten, bei der Denkmäler aus germanischer Zeit gezeigt werden. Sie sind zahlreicher in der deutschen Landschaft vorhanden, als gemeinhin angenommen wird.

Anmeldungen sind an die Hauptstelle, Detmold, Bandelstraße 7, zu richten

Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte, e. V., Sitz Detmold
Fernruf Detmold 2766

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Verlages J. F. Lehmann in München bei, auf den wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1935 Dezember Heft 12

Aus dem Inhalt:



Verlag von K. F. Koehler · Leipzig

»Germanen«, Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

Zeitschrift der „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold", Bandelstr. 7

Jährlich erscheinen 12 Monatshefte

Bezugspreis vierteljährlich RM 3.— einschließlich Zustellgebühr. Einzelheft RM 1.20

Postscheckkonto Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Leipzig, Postscheckkonto Leipzig Nr. 4234

Bezugsart. Die Monatshefte können durch jede Postanstalt, durch den Buchhandel oder vom Verlag bezogen werden

Beschwerden wegen Ausbleiben der Hefte sind immer zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag K. F. Koehler in Leipzig C 1, Postfach 81

Manuskripte sind an die Hauptschriftleitung: Studienrat O. Suffert, Detmold, Hermannstr. 11, zu senden. Für unverlangt eingehende Beiträge wird keinerlei Haftung übernommen.

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden. Ausführliche Besprechungen erfolgen in der Gruppe „Die Bücherwaage"

Anzeigen und Beilagen werden von der Anzeigenabteilung der Monatshefte (K. F. Koehler, Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81) bis zum 15. des vorhergehenden Monats angenommen. Die Preise werden jederzeit gern mitgeteilt

K. F. Koehler Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81, Fernsprecher 64121

Inhalt des Julmondheftes